3 1761 07459348 4

JONAS LIE

RUTLAND

EINE SEEGESCHICHTE

LEIPZIG
GEORG MERSEBURGER

Rutland

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/rutlandeineseege00liej

Jonas Lie

Rutland

Eine Seegeschichte

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Leipzig
Verlag von Georg Merseburger
1911

PT
8911
R8
1911

Übersetzt von Emilie Stein in Wien. Einbandzeichnung von Albert Andresen. Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

652089
22. 2. 57

Von Jonas Lie erschien ferner in meinem Verlage: Lindelin, Märchennovellen. Preis broschiert M. 2.25, gebunden M. 3.—

Teilend Stürme und Nebelwand,
ziehn die Gedanken vom Steven
heimwärts zu der Nordsee Strand
spähen wie hungrige Möwen
weit, weit hinaus über wilde See.

Rasten am Weg auf steilem Riff
einer steingrauen Klippe.
Finden sie wohl ein gestrandet Schiff
mit gebleichtem Gerippe
weit, weit draußen in wilder See?

Etwa auch einen verkrüppelten Baum
mit einem Vöglein, das singet,
singet ein Lied in den Himmelsraum,
singet so stark, daß es dringet
weit, weit hinaus in die wilde See!

Eine verkrüppelte Birke ich fand,
aber kein Vöglein, das singet.
Aus der Rinde ein Rohr ich wand,
blies, was im Herzen ringet,
weit, weit hinaus in die wilde See.

I.

Ein alter Nordseefahrer.

Ich lief vom Stapel so fein wie im Tanz,
im Takel hing Flaggenleine und Kranz.
Salzgrau ist mein Stag nun, zerrissen die Want
und längst schon knackt es in Holzwerk und Spant.
Bin fast hundert Jahre, hab' manches Loch.
Der Pumpen Hilfe erhält mich bloß noch.

Es war das erste Mal, daß der Rutland, der gegenwärtig im ***Sund lag und das Mobiliar des Hardesvogts Nörregaard einlud, um es nach den Oesterrisinseln zu überführen, sich in der Eigenschaft einer Schaluppe an der Landungsbrücke präsentierte.

Die alte Nordseegaleasse — man behauptete mit gewohnter Übertreibung, sie zähle nahezu ihre hundert Jahre — hatte, ehe sie solcherart umgetakelt war, mancherlei Besatzung auf ihrem Deck gesehen, hatte Kapitän um Kapitän gehabt, einige von ihrer frühen Jugend an bis in ihr graues Alter, war der Schauplatz gar mancher lustigen und traurigen Geschichte gewesen, hatte mehr denn einen Anprall bei fast allen Sandbänken und Riffen der Nord- und Ostsee auszuhalten gehabt und ihre Fahrten bis in den Kanal und den Meerbusen von Biscaya ausgedehnt.

Es wäre nicht leicht, herzuzählen, wie oft der alte Rutland im Weihnachtsdunkel bei Schnee-

treiben und Unwetter zwischen Schottland und Norwegen gelegen hatte, das ganze Takelwerk unter der Glashülle des Eises, das Deck eine einzige glatte Schleifbahn und die finstere Kajüte bloß von einer schläfrigen Tranlampe matt erleuchtet; wie oft er in seinem Bemühen, zu landen, Gefahr gelaufen war, nach den Shetlandsinseln verschlagen zu werden und spurlos wie ein Strohhalm in dem ungeheuren Atlantischen Ozean zu verschwinden; oder wie oft er im Sonnenbrand in Bordeaux, Setuval oder Kadix gelegen, während das Pech in den Fugen schmolz und an seinen feuchten Außenwänden große Teerträne herabflossen. Er hatte „Lizenz"- und Kaperfahrten hinter sich, und hätte jemand sich die Mühe genommen, seine Planken aufzubrechen, so würden die geteerten Löcher in seinen Rippen von mancher feindlichen Kugel zu erzählen gewußt haben.

In seinem Kajütenschrank lagen zusammengerollt alle norwegischen Fahnen, von dem alten Danebrog und der im Jahre 1814 errungenen angefangen bis zu derjenigen, die er jetzt unter der Gaffel trug, und der schwedischen Flagge, die man hißte, wenn es nach Finisterre ging. Seit Menschengedenken war er nicht auf die Helling gebracht und wieder von dort abgelassen worden, um im Boden nachgesehen und von Algen ꝛc. gereinigt zu werden. Er war leck und zog Wasser; aber er hatte, wie es hieß, die merkwürdige Eigenschaft, sich selbst zu stopfen, so daß das Wasser niemals eine gewisse Höhe im Pumpfuße überschreiten konnte. Ob es der Schutzgeist des Schiffes war, der hier im Spiele war, muß unentschieden bleiben — solch alte Schuten hängen ja so merkwürdig zäh am Leben!

Es geschah im vergangenen Herbst, als das Fahrzeug mit einer Salzladung von St. Ybes heimkehrte, daß es während eines gewaltigen Sturmes draußen in der Nordsee plötzlich leck wurde, worauf der Kapitän und ein Teil der Mannschaft das Schiff verließen und bei Peterhead landeten. Der Rest der Besatzung — Steuermann Kristensen und drei von Rutlands altem Stock — hatte das Wagestück unternommen und den Kurs nach Norwegen gerichtet, wo sie im Haröstrom oben bei Söndmore kenterten und totale Havarie erlitten.

Damals kam kein Argwohn gegen das Fahrzeug auf. Wie es da draußen auf den Schären lag, bloß mit dem vordern Untermast und ein paar alten Segeln und dem Loch auf dem Boden — die Salzladung war geschmolzen — erachtete das Seegericht es als das beste, die Galeasse Rutland auktionsweise als Wrack zu verkaufen, und Steuermann Kristensen, der, wie es sich nun erwies, über fast hundert Speziestaler in Bankaktien an zurückgelegter Heuer verfügte, wurde mit seinem Angebot von dreißig Speziestalern und Kostenersatz als Höchstbietender der neue Besitzer des Schiffes.

Das Fahrzeug wurde nach Harö bugsiert, um von Grund aus repariert und zur Schaluppe umgetakelt zu werden. Kristensens Leute halfen ihm als feste Arbeiter, und als die Geldmittel im Laufe des Winters versagten, sah er sich nach einer Anleihe um, die er auf das Schiff nehmen konnte.

Um diese Zeit geschah es, daß von der Reederei des Rutland eine behördliche Bestätigung der totalen Havarie verlangt wurde, um mit Hilfe

dieſes Schriftſtücks die Verſicherungsſumme in Amſterdam ausbezahlt zu erhalten.

„Die Galeaſſe war verſichert!“ Dieſe Nachricht verbreitete ſich wie ein Lauffeuer; es war ja in jenen Zeiten nichts Gewöhnliches, daß ein kleineres Fahrzeug verſichert wurde. Die Phantaſie war aufgewühlt: allerlei Geſchichten tauchten auf, wie man alten Fahrzeugen ein Ende zu bereiten gewußt hatte, wie ſie, nachdem man ſie zuerſt durch allerhand Kniffe zu verſichern verſtanden hatte, verurteilt worden waren, auf der Doggerbank zu ſterben oder auf einer der Sandbänke bei England oder Holland auf den Grund zu ſtoßen. Der Argwohn ſtieg bis zur Überzeugung, und es geſchah ſozuſagen unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, daß die Obrigkeit eine Unterſuchung einleitete.

Steuermann Kriſtenſen zeigte während des Verhörs auffallend verdächtige Symptome. Sowohl ſeine undurchdringliche Miene wie ſein ganzes ausweichendes und vorſichtiges Gehaben, von der Art und Weiſe angefangen, wie er die Mütze auf die Bank neben ſich legte und den Kautabak von ſich ſpuckte, bis zu den halb ſorgenvollen, halb feindlichen Blicken, die er dem Tintenfaß ſchenkte, ſo oft die Feder eingetaucht wurde, mußte unbedingt gegen dieſen ſchwarzhaarigen, blatternarbigen, etwa 32- bis 33jährigen Menſchen einnehmen, der, den Oberkörper mit der um den Hals geknüpften Wollſchärpe trotzig hin- und herwiegend, offenbar jeder direkten Antwort höchſt abgeneigt und nur darauf bedacht ſchien, die gewünſchten Auskünfte zu umgehen. Sein verſchleierter Ausdruck ſagte über-

dies deutlich genug, daß, wer bei ihm Grund finden wollte, das Lot tief auszuwerfen genötigt sei.

Auf die Frage, ob es ihm nicht bekannt sei, daß der Rutland versichert gewesen, zwinkerte er geheimnisvoll mit den Augen, lächelte mit einer gewissen Verschmitztheit, erkundigte sich hierauf sehr vorsichtig nach dem Wortlaut des Gesetzes und erklärte zuletzt unter wiederholtem Räuspern, er wolle weder ja noch nein sagen, um der Reederei nicht zu schaden; das sei die Sache des Kapitäns Pedersen, der den Rutland geführt habe.

Ob er denn das Fahrzeug an Land gesetzt habe?

Na, von ihrer näheren Bekanntschaft mit den Schären könne ja die Schute selbst etwas erzählen, war die Antwort. Und als an den Koch Anders die Reihe kam, auszusagen, nickte und blinzelte er ihm zu und hieß ihn, „sich nur ja in seinem Kielwasser halten."

Nachdem der Hardesvogt nun besagtem Koch Anders gründlich den Kopf gewaschen hatte, trat dieser vor und beeidete bei seiner ewigen Seligkeit, daß das ein kluger Mastkorbwächter sein müsse, der Steuermann Kristensen etwas weismachen könnte, und daß, wenn der einmal deinste, jeder andere dasselbe tun müsse. Kristensen gehöre nicht zu denen, die klein beigäben! — Und damit sei er nun „leer gepumpt", erklärte er.

Diese Versicherung führte indessen nur zu einem um so eingehenderen Verhör, unter dessen Schraubenpresse das Gesicht des Kochs perlte und schwitzte wie ein heißer Meerschaumpfeifenkopf, bis er zuletzt kopfschüttelnd gerade heraus erklärte, er habe in jener Stunde überhaupt kein Land mehr gesehen.

„Mit andern Worten, du verſtehſt mich nicht? . . . verſtehſt keine Silbe . . . kannſt nicht norwegiſch?“ donnerte der aufs äußerſte ergrimmte Inquiſitor.

„Sch . . . ſch . . . nur vorſichtig das Kabel aufwinden, dann geht's eher . . . Reißt einer mit Gewalt dran, iſt's umſonſt, ſo viel verſteht jeder Schiffsjunge.“

Was ſie denn im Grunde bewogen habe, unter den angegebenen gefährlichen Umſtänden an Bord zu bleiben? . . . ob das kein abgekartetes Spiel geweſen ſei?

„Gucken Sie bloß, Herr Richter!“ Jetzt war die Reihe an dem rothaarigen Nils Kobbervig, deſſen lange ſchmale Geſtalt und große krumme Naſe ihm den Spitznamen „Bootshaken“ verſchafft hatten, „ich bin nun neun Jahre mit Kriſtenſen auf dem Rutland gefahren, und ſechs davon war er Steuermann, und da ſchwöre ich meinen Eid drauf, wenn Pederſen nicht den Mann auf Deck gehabt hätte, ſo . . .“

„Der Steuermann ſtand alſo in einem langjährigen Vertrauensverhältnis zu ſeinem Kapitän? Dieſer konnte ihm alles überlaſſen — alles?“

„Jawohl! Er war wie ein Arm von ihm und mehr noch!“

„Sch . . . ſch, Nils!“ kam es leiſe warnend drüben von der Bank, auf der Kriſtenſen ſaß.

„Weiß ſchon, Steuermann!“

Auch während des folgenden Verhörs waren hier und da einzelne warnende oder ermunternde Kommandorufe von beſagter Bank her zu vernehmen. „Nimm's auf dich, Nils!“ . . . „Halt den Stopper!“ oder ein kurzes tiefes: „Nur feſten Kurs gehalten!“, worauf wiederum mitten in die

Feierlichkeit des Gerichts Antworten fielen, wie: „Schon gut, Steuermann! . . . will schon anstemmen, so gut ich kann!"

Gegen Ende des langen Verhörs konnte jedoch Nils Kobbervig, der sich wiederholt mit dem dunkeln Taschentuch das Gesicht trocknete, sich des seufzenden Eingeständnisses nicht enthalten, daß sie, wie er fürchte, allerdings in gehörig seichtes und trübes Fahrwasser geraten seien.

„Da hast du, glaube ich, ein wahres Wort gesprochen, mein Freund!" sagte der Hardesvogt, der eben grübelte, ob er Kristensen schon jetzt in Haft setzen oder zuerst ein weiteres Verhör abwarten solle, um auch von dem Kapitän des Rutland und der bei Peterhead gelandeten Mannschaft Auskunft erlangen zu können.

Im Verlauf des Winters wurden alles in allem fünf Verhöre abgehalten, und ihr Ergebnis war die wachsende Überzeugung, die sich in dem Hardesvogt festsetzte: daß er es in Steuermann Kristensen mit einem im Grunde ungewöhnlich soliden Mann zu tun habe. Er litt bloß unter einem beständigen Argwohn gegen alle Mitmenschen außerhalb seiner eigenen Klasse, der sein Benehmen ihnen gegenüber so merkwürdig und seine Antworten selbst auf die allereinfachsten Fragen so verdreht und so voll von Einschränkungen und Vorbehalten machte, daß er notgedrungen verdächtig erscheinen mußte.

Das allgemein erwachte Mißtrauen machte es Kristensen schwer, die erforderlichen Mittel für die Reparatur seines Fahrzeuges aufzubringen. Da war es nun Hardesvogt Nörregaard selbst, der sich ins Mittel legte und bei einem Handelshause für den notwendigen Vorschuß Bürgschaft leistete.

II.

Wie Jungfer Een luven und das Gieren verhindern lernte.

„Aber mein guter Mann! Er hat ja nicht einmal einen Kompaß!“

„Ich ſteure nach dem Siebengeſtirn.“

„Hm . . . hm . . . das heißt, Er hat ſich's nicht leiſten können. Und da will Er nicht einmal verſichern?

„Nein, das eben will ich nicht . . . für mein Teil nicht. Für ſich können Sie ja tun, was Sie wollen.“

„Hm . . . hm . . . Er hat aber da ein koſtbares Mobiliar an Bord, mein guter Kriſtenſen! Sozuſagen das meiſte von meinem Hab und Gut. Eine ſolche Überſiedelung hat ihr Riſiko. Ich wäre froh, wenn die Salonuhr unbeſchädigt ankäme. Jungfer Een hat ja auch ihren kleinen Hausrat mit, für den ich natürlich einſtehe.“

„Jungfer Een? — ſoll die auch verſichert werden?“

„Es iſt die Haushälterin, die mit meinem Mobiliar reiſt — jemand muß ja aufpaſſen, daß die Sachen gut hinkommen.“

„Ja, das iſt Ihre Sache, Herr Hardesvogt.“

„Nein, das iſt Seine Sache, mein guter Kriſtenſen! Er ſteht ſich ja ſelbſt im Licht. Er iſt ja vollſtändig verdreht. Dabei ſetzt Er beinahe eine Miene auf, als wollte Er Jungfer Een nicht mitnehmen; aber ich kenne Ihn gut genug, um zu wiſſen, daß Er im Grunde gar nichts dagegen hat. Nicht wahr, Er iſt nicht abgeneigt, ihr Seine Kajüte zu geben, und wird unterwegs keine Paſſagiere ſonſt einlaſſen?“

„Na ja — meinethalben — wenn . . . das heißt, nur insoweit, als . . ."

„Sch! . . . Sch! . . . da windet Er sich schon wieder wie ein Korkzieher. Ja oder nein?"

„H . . . m . . . mm!"

„Sagt ich's nicht? Er ist der sonderbarste Patron, den ich je getroffen habe. Es ist wahrhaftig mein Geheimnis, zur Überzeugung Seiner Ehrlichkeit gekommen zu sein. Ich bürge Ihm dafür, daß kein anderer als Hardesvogt Nörregaard sie ausfindig gemacht hätte. Mit Seiner verschmitzten, reservierten Miene sah Er ja ganz danach aus, trotz aller Beweise des Gegenteils, das Fahrzeug vorsätzlich in Grund gebohrt zu haben. Ich war ja auch wirklich nicht weit davon entfernt, Ihn zu Zuchthaus zu verurteilen. Denk Er beim Anblick eines Korkziehers doch immer daran, daß Er nicht so sein soll. Häng Er sich einen als Warnung über seine Koje! Versteht Er mich nicht?"

„Ja—a . . . aber . . . Ich wollte Ihnen nur sagen, daß" — hier spuckte Kristensen plötzlich einen langen Tabakstreifen in äußerster Entschlossenheit weit über das Deck, drehte hierauf die Pelzmütze ein paar halbe Male rund auf seinem großen krausen Kopf umher und fuhr fort . . . „daß das mit der Versicherung . . .??"

— „daß Er das nicht will? . . . Und warum nicht? Denk Er doch nur mal nach, mein guter Mann! Sei Er sich nur mal klar — nur ein einziges Mal — und mach Er es nicht wie der Tintenfisch, der immerzu das Wasser um sich her trübt. Ich interessiere mich höchlichst dafür, Seinen Gedankengang zu entdecken, mein Freund. Denn ich kann es mir eben selbst mein Lebtag

nicht vergessen, daß ich so gewandt war, Ihn aus seinem eignen verzweifelten Wirrwarr von Wenn und Aber zu retten — ich holte Ihn damit ja sozusagen aus dem offenen Rachen des Zuchthauses heraus. Nun? — Warum will Er also nicht versichern?"

Kristensen richtete sich mit einem Rucke auf. „Wie, wenn es nun schief ginge!" sagte er mit einem gewissen bekümmerten Ernst.

„Wie, wenn es schief ginge? Was sagt Er da? . . . aber darum versichert man doch eben, Mann!" — der Hardesvogt hob die Stimme. „Versteht Er denn noch immer nicht, daß man ja eben für den Fall versichert, daß die Schute sinkt?"

„Na, dann ziehen Sie eben wieder die Bürgschaft für die neunzig Taler zurück, und haben Sie schön Dank für die gute Absicht."

Der Hardesvogt stieß ungeduldig den Stock auf das Deck und holte Atem, wie um seinen wohlgebauten, ein wenig rundlichen Korpus zu einer neuen Kraftanstrengung vorzubereiten. Der Schatten der goldverschnürten Uniformmütze fiel kühn über die scharfe Adlernase, und in den lebhaften dunkeln Augen lag während des ganzen Gesprächs eine gewisse launige Schlauheit.

„Jasooo! Jetzt fange ich endlich an, zu verstehen. Was hält Er wohl für schwerer, Kristensen, dies ganze Übersiedelungsgut in die Schaluppe zu tragen oder Ihm etwas begreiflich zu machen, was Er nicht begreifen will? — Denk Er bloß daran, was für Plackerei ich bei der Eideserklärung mit Ihm hatte, bis ich Ihn so weit brachte, auf die Frage, ob Er's auch verstanden, mit Ja zu antworten? Die ganze Gerichtsstube war

Zeuge meiner Anstrengungen. Nun also, Mann! — Die Folge des Versicherns ist die, daß Er den Wert der Schaluppe zurückerstattet erhält, falls sie kentert."

Kristensen schüttelte bloß den Kopf. „Das wäre das ärgste, was mir passieren könnte! Schlimm genug wär's, wenn die Schute im Wasser begraben würde — das ist wahr; aber — hätte ich noch obendrein versichert, so könnte ich wiederum ins Verhör kommen, wie wegen der Galeasse — und . . ."

— „Und es ist nicht gesagt, daß das wiederum unter meiner Amtierung geschähe, meint Er!" rief der Hardesvogt lustig, ganz erleichtert, ihn endlich verstanden zu haben. „Na ja, darin kann ja allerdings Sein Gefühl Ihn richtig geführt haben, mein Freund. Da kann man wieder einmal sehen, wie wenig man im Grunde andre beraten kann! Von Seinem Standpunkt aus ist das ja höchstwahrscheinlich ganz vernünftig gefolgert. Er würde sich ja in solchem Falle wieder drehen und winden und die Antworten schuldig bleiben und den Richter so heimtückisch anschielen, daß der ganz und gar moralisch überzeugt wäre, Er hätte die Schute tatsächlich mit Absicht in Grund gebohrt, und ist es erst so weit, so lassen sich die Indizien immer herausfischen. Na also! — versichere Er also nicht! Für die kautionierte Summe steht mir die Hälfte der Fracht gut, und den Rest möge Er ordnen, so gut Er kann. Mein Übersiedlungsgut wird also heute per Post versichert. Und Jungfer Een schicke ich übermorgen früh mit meinem Sechsruderer von Hause fort. Er hat sie dann im Laufe des Tages hier. Er muß es sich nicht kümmern lassen, wenn sie vielleicht anfänglich ein

wenig quäkelig und verdroſſen iſt. Sie hatte gehofft, mit meiner Frau und mir im Wagen von Oeblungsnäs bis Öſtland zu fahren, und ſie hat nun mal eine Schwäche für Wagenfahrten! Aber kommt ſie erſt aufs Ratsmeer, ſo wird ſie ſchon Vernunft annehmen, ja vielleicht beruhigt ſie ſich ſchon in der Bredſundbucht!"

Nach dieſer langen Rede klopfte der Hardesvogt Kriſtenſen leicht auf die Schulter und begab ſich zur Reling, um in ſein Boot zu ſteigen, bei deſſen Rudern ſchon die Poſtjungen mit ihren roten Zipfelmützen ſaßen und warteten.

Das große Achtrudererboot des Hardesvogts hatte in ſeinem geräumigen Schoß den letzten Teil des Überſiedelungsguts an Bord gebracht. In dem Augenblick, da das Boot abſtieß, ſchien dem Hardesvogt jedoch beim Anblick Kriſtenſens, der mit der Mütze in der Hand daſtand, ein plötzlicher Einfall zu kommen.

„Hüte Er ſich vor Jungfer Een," rief er mit erhobenem Zeigefinger, „die kann gefährlich werden!"

Was dem Hardesvogt ſeit den fünf oder ſechs Monaten, in denen er mit Kriſtenſen zu tun gehabt, in dieſem Augenblick zum erſtenmal auffiel, war, daß dieſer ſtarkgliedrige, wettergebräunte Menſch mit dem krauſen ſchwarzen Haar, der dort oben an der Reling ſtand, vergebens bemüht, ſeine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, im Grunde genommen ein ſchöner Mann war. Er begann nun allerdings wieder mit den Augen zu zwinkern und ſeine gewohnte durchtriebene Miene aufzuſetzen, aber das hinderte den Hardesvogt nicht, nochmals den Kopf nach ihm zu wenden und vor

sich hin zu murmeln: „Schöner Bursch, wahrhaftig!“

Die Schaluppe lag an einer der letzten Landungsbrücken vertaut. Möven und Seeschwalben kreisten munter zwischen den Fahrzeugen über dem blanken, von keinem Lüftchen bewegten Wasser und schlugen dann und wann hinab in die Sprotten- und Heringsschwärme, die den Meeresspiegel kräuselten. Von dem Achtrudererboot sah man nur noch die beiden schrägen Maste hinter einer der Schären; sie wippten und stampften, so daß der stärkere Seegang da draußen deutlich zu erkennen war. Die Leute machten sich daran, die Segel zu setzen.

Kristensen sandte eine tüchtige Tabaksladung aus seinen Kinnladen über das Deck hinaus, das eine Anzahl frischeingesetzter Planken aufwies, im übrigen aber aussah, als habe man Pech darauf gekocht. „Hm! Die rechnen wohl darauf, auf der Heimfahrt gehörig kreuzen zu müssen. Draußen auf der See braut eine ordentliche Westbrise!“

Er stand noch eine Weile und blickte hinüber, bis das Boot verschwunden war. Dann ging ein mißmutiges Zucken über sein Gesicht. Er holte einen Korkzieher aus der Tasche; er war aus Eisen und ziemlich rostig. Ihn langsam um seine Zeigefinger drehend, starrte er mit einem gewissen Unwillen darauf hinab. Ein großer fahlroter, ruppiger Schiffshund kam aus der Hundehütte hervor, reckte sich und wollte ihm die Hand lecken, wurde aber mit einem kurzen ungnädigen: „Fahr ab, Gripan!“ und einer Geste abgefertigt, die ihn sogleich wieder ins Loch zurücktrieb.

Kristensen schlenderte zu der kleinen Vorkajüte und beugte sich über die Treppe.

„Anders!"

Anders war Steuermann der Schaluppe geworden, die alles in allem mit dem Schiffer nur vier Mann Besatzung hatte oder richtiger dreieinhalb, denn der eine war erst halb erwachsen.

„Anders — eine Jungfer! Noch dazu eine, die ganz mitfährt bis zu den Österrisinseln. Was sagst du dazu?"

Der Angeredete zeigte sich auf der Treppe, einen übervollen Wasserpütz in der einen Hand. Das bartlose Gesicht schmunzelte pfiffig.

„Die Art Frachtgut ist schwierig zu verladen, Schiffer!"

Es gab tatsächlich bei der ersten Küstenfahrt dieser Art, die der Rutland und dessen Mannschaft unternahmen, nicht wenig harte Nüsse zu knacken.

Jungfer Eens erwartete Ankunft vermehrte die Schwierigkeiten noch um ein beträchtliches, und es gab vor dem Dienstag, wo sie die Landungsbrücke überschritt und an Bord des Rutland kam, allerlei ernste Beratschlagungen wegen ihres Kojeplatzes und wegen verschiedener andrer Dinge.

Es war der 27. April 1829. Dies sei nicht bloß so nebenbei konstatiert, sondern als ein bedeutungsvolles Datum festgestellt, das Kristensen später nicht nur in dem Kalender jenes Jahres und in dem Schiffsjournal, das nach altem Seemannsbrauch noch eine Zeitlang an Bord des Rutland geführt wurde, vermerkte, sondern sogar auch in das Silbergehäuse seiner Taschenuhr einritzte.

Sie kam also an Bord — mit einem großen, nach damaliger Sitte rings mit Blumen garnierten Hute, in der einen Hand ein weißes, gefaltetes

Taschentuch nebst einem Regenschirm, in der andern eine grüne Schachtel mit durchlöchertem Deckel.

Es fiel Kristensen auf, welch stolzen Gang sie hatte und wie gut gebaut um Schultern und Hüften sie war; aber freundlich war das wohlgeformte, von schwarzen Haaren umrahmte Antlitz mit der ein wenig gebogenen Nase just nicht, als sie ihm mit erhobenem Nacken und hochgeröteten Wangen — fast wie ein Adler, der die Flügel senkt — mitten auf der Landungsbrücke entgegentrat. Es war ihm, als steuere ein aufgetakeltes Vollschiff in voller Fahrt auf ihn los. Zwei Packträger folgten mit je einem Koffer und andern Reiseeffekten.

Sie blieb am Ende der Brücke stehen und überblickte mit tiefem Mißbehagen das Deck, das ja allerdings just nicht am sorgfältigsten gescheuert war.

„Wie, hier . . . na, das muß ich sagen!"

Und als fürchte sie, ihre Würde durch weitere Ausbrüche zu kompromittieren, hielt sie inne und sah sich nur stumm um. Es war ein Schweigen, das mehr über das Deck und die ganze Schaluppe zu sagen schien, als die beredtesten Ausdrücke. . .

„Wo ist der Kapitän?"

„Nur herein, Jungfer!" — Kristensen hielt beide Arme empor, um ihr von dem Landungsbrett herabzuhelfen, das oben auf der Reling lag. „Laßt fallen, Jungfer!" ermunterte er, als sie zu zögern schien.

„Nicht einmal eine Treppe gibt es hier!" war die Antwort, während sie, die wohlgemeinte Unterstützung resolut umgehend, mit einem entschiedenen Satz auf das Deck herabsprang.

Vorn erscholl ein leises Knurren, das sich zu einem unwilligen Kläffen verdichtete.

„Ein Hund? — Darf ich fragen, ob er zum Schiff gehört?"

In diesem Augenblick bellte Gripan wild auf, und aus der durchlöcherten Schachtel kam gleichzeitig ein heftiges Zischen.

„Ich erlaube mir, zu bemerken, daß ich meine Katze mithabe, und ich bin so frei, anzunehmen, daß Sie für diese ebenso zu sorgen verpflichtet sind wie für das übrige Eigentum des Hardesvogts. Ich kann mich nicht vom Fleck rühren, ehe nicht der Hund entweder ans Land gesetzt oder in der Hundehütte verläßlich eingesperrt ist. Er scheint ein recht bösartiges Tier zu sein!"

„Der Schiffshund ist angekettet, Jungfer, und kann sich keine zwei Ellen von seiner Hütte entfernen."

„Stellt den Koffer hierher," wandte sie sich jetzt in höchst überlegenem Tone an die Packträger. „Ich will mich vor allem in der Kajüte umsehen, ob sie auch einigermaßen anständig für eine Dame eingerichtet ist, die sich den wilden Wogen anvertrauen soll."

Sie hatte Schachtel und Schirm auf dem Koffer deponiert, strich mit der freien Hand kräftig glättend über die Rockfalten hinab und schritt dann hocherhobenen Hauptes dem Kajütenroof zu, zu dem Kristensen ihr den Weg wies. Er blieb oben stehen, ungewiß, ob er ihr folgen solle oder nicht, als sie schon wieder rasch die Treppe heraufkam. Der Hut war — vermutlich infolge einer hastigen Berührung mit der Kajütenwand auf den Hinterkopf gerutscht, wobei eine schöne dunkelbraune Haarfülle zum Vorschein kam.

„Ich muß bemerken, daß ich es als Dame des gebildeten Standes nicht verantworten kann, mein Bettzeug in ein solches Loch zu stecken. Es ist ja so stockfinster da unten wie in einem Backofen; man sieht nicht, was man vor sich hat."

„Sauber ist es da unten, wie es auf Schiffen immer zu sein pflegt, Jungfer, darauf können Sie sich verlassen. Es haben anständige Leute vor Ihnen in der Kajüte gewohnt! Es ist nur etwas finster, wenn Sie sich daran gewöhnt haben, werden Sie sehen . . . Anton! Anton!"

Ein langaufgeschossener blonder Junge erschien scheu und zögernd.

„Nimm die Taurolle vom Skylight! . . . Es ist kein Wunder, wenn es der Jungfer zu finster ist; das Tau deckt das halbe Glas. Das ist der Schiffsjunge, Jungfer, der Ihnen zum Spülen und anderen Dingen zu Diensten steht."

Aber Jungfer Een schienen einstweilen neue Bedenken gekommen zu sein.

„Das ist also das Fenster zur Kajüte," sagte sie, das kleine Skylight betrachtend, das mit dichten Metallstäben versehen war. „Gerade an der Decke, wo alle diese Mannsleute vorbeigehen! Das geht nicht an. Ich überlasse es Ihrem Takt, Herr Kapitän, einem alleinstehenden weiblichen Passagier Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Sie noch heute abend eine Rollgardine an dem Fenster anbringen lassen."

„Das Glas ist undurchsichtig. Legen wir eine Blahe darüber, so ist es drinnen pechfinster. Versuchen Sie bloß, Jungfer! Sie sehen dann gar nichts . . ."

Jungfer Een starrte in die Luft und rümpfte die Nase. „An Bord eines solchen Schiffes hat man

natürlich keinen Begriff von den Gewohnheiten einer Dame."

Indeſſen ſchien Kriſtenſens Verſicherung Eindruck auf ſie gemacht zu haben, denn ſie begann, ihre Habſeligkeiten in der Kajüte unterbringen zu laſſen. Ehe man aber noch daran ging, den erſten Koffer durch das Roof hinabzutragen, trat ſie nochmals vor und legte ſehr energiſch die Hand auf ihr Gepäckſtück.

„Als weibliches Weſen, das noch niemals etwas anderes als feſtes Land unter den Füßen gehabt, muß ich die Bedingung ſtellen, bei Anzug einer Gefahr ſofort unterrichtet zu werden. Das wird meine Gefühle beruhigen. Ich bin keine von denen, die mit geſchloſſenen Augen in den Tod gehen wollen."

„Sie können ganz ruhig ſein, Jungfer, wir bleiben, wo wir nur können, innerhalb der Schären."

„Das heißt," warf Koch Anders ein, der in der Nähe ſtand, während Kriſtenſen, leiſe zwiſchen den Zähnen ziſchelnd, ſeines Weges ſchlenderte. „Das heißt, wir ſtechen heute nacht in See, kommen aber erſt nach längerer Zeit in offenes Waſſer. Bis dahin kann Sie alſo ruhig ſein, wenn's auch ein wenig ſchlingert. Halte Sie ſich nur an der Koje feſt, Jungfer — es iſt freie See unter dem Kiel."

„Gehört Er mit zur Schiffsbeſatzung, mein guter Mann?"

„Koch, Jungfer! . . . will ſagen, Steuermann" — verbeſſerte er ſich raſch.

Jungfer Een maß die ziemlich ſchäbige Geſtalt von oben bis unten.

„Ich bin glücklicherweiſe für die ganze Reiſe

verproviantiert und bitte mir für meine Person aus, selbst für mich sorgen zu dürfen."

„Wenn Sie nur auch für den Appetit wird sorgen können!" brummte Anders, der sich, von ihrer hoheitsvollen Miene geschlagen, zurückzog.

Die Ankerketten am Vorderende einer Brigg, die mit ihrem Bug fast ganz an Rutlands Heck lag, begannen zu klirren. Das Schiff sollte in See stechen, und die Leute, die beim Bratspill hievten, stimmten nach ein paar einleitenden „aa—i—haa!" unter der schrillen Führung eines Vorsängers folgenden Aufgesang an:

Nach Valparaiso kürzlich fuhr
Heiheissa! ich hinüber.
Da hagelt's spanische Küsse nur
Und kostet keinen Stüber.

Jungfer Een verschwand plötzlich mit einer höchst indignierten Miene im Kajütenroof.

Der Ausstellungen, Einwände und Bedingungen, die Jungfer Een an jenem Nachmittag, ehe endlich ihre Einquartierung bewerkstelligt war, noch äußerte, waren nicht wenige. Schwitzend rannte der Schiffsjunge hinauf und herunter, bis alles umgeschachtelt und soviel als möglich nach ihrem Kopfe geordnet war. —

Jungfer Een schlief.

Das wiegte und schaukelte, und sie war so müde geworden. Es war ein fremdartiges, aber nicht unbehagliches Gefühl und sie begann zu träumen, daß sie ganz vernünftig schnell fuhren, so daß sie sich ein- ums andremal am Wagenkasten anhalten mußte; der Hardesvogt aber kümmerte sich gar nicht darum, obwohl auch er und seine Frau unaufhörlich auf dem Rücksitz hin und her geschleudert wurden und sich festhalten mußten,

um nicht herauszufallen. Die Federn unter dem Wagen waren offenbar schlaff geworden, und die ganze Kutsche krachte, und der Weg wurde ärger und ärger ... geradezu lebensgefährlich! ... aber das machte nichts, solange der Hardesvogt selbst nicht etwas sagte ... Wenn es bloß nicht so entsetzlich schwül in der Kalesche wäre! Könnte man nur das Fenster öffnen! ... Aber solange der Hardesvogt selbst nichts sagte ...

Jungfer Een erwachte. Ach ja, sie war ja hier ... auf See! Die Kajütendecke über ihr ging auf und nieder mit einer unerträglich schlingernden Lampe, die einem allein Kopfschmerzen machen mußte. Wie das rollte und wälzte! ... Und dies Gefühl, als rutschte alles einen langen Abhang hinab und erhöbe sich dann langsam wieder bis auf den Gipfel, und als müßte sie vom Lager aufstehen, während das Fahrzeug wieder hinab ging.

Ihr schwindelte und sie fühlte Übelkeit. Sie hatte gehört, daß es unter diesen Umständen das beste sei, in der Koje zu bleiben, und so widerstand sie der ersten plötzlichen Eingebung, aufzustehen und auf Deck zu gehen. Durch die Kajütenfenster fiel ein graues, trübseliges Tageslicht, und sie sah und hörte die Kämme der flaschengrünen, unruhigen Wellen unaufhörlich heranspülen und plätschern, wie bei starkem Regen. Sie lag da und starrte auf ihren Rock, der an der Wand hing und unablässig hin und her schaukelte, bis diese regelmäßige Bewegung sie neuerdings in eine Art Dusel wiegte ...

Eine gute Weile mußte vergangen sein, denn es war wieder finster geworden, als sie die Augen aufschlug, und der Schiffsjunge stand bei der Lampe, um Licht zu machen. Sie hatte eine dunkle

Erinnerung, daß er ein paarmal unten gewesen war . . .

„Jetzt spülen wir uns, Jungfer!"

„Ist das gefährlich?"

„Behüte! — aber der Rutland ist nun mal so'n alter Racker, der sich gern mit den Wellen herumbalgt. Jetzt hat er 'nen tüchtigen Nordwest auf dem Nacken —"

„Der Schiffer versprach mir doch ausdrücklich, in den Schären zu bleiben — in der Nähe des Landes."

„Da wäre es noch doller. Dadrinnen geht die See ja haushoch, da wäre bald nich' so viel wie 'n Zündholz von der ganzen Schute übrig!"

„Aber dann ist es ja doch lebensgefährlich!" Im Nu hatte Jungfer Een sich aufgerichtet und blickte, die Nachthaube auf dem Kopfe, den Schiffsjungen erschreckt an.

„Nich' die Idee! — Nich' so lange wir uns an den Wind hängen, wie wir's tun. Der Rutland weiß schon, wohin er soll, wenn er erst das Land geschnüffelt hat; der hat keine Lust, mit der Nase auf die Felsen zu stoßen, und Kristensen ist ein Seemann, wie's keinen zweiten nich' zwischen hier und England gibt! Er läßt die Jungfer grüßen und fragen, wie es steht, und ihr raten, Erbsen zu essen . . . denn essen muß man, das ist die beste Kur, sagt er, und so bald kriegen wir nich' wieder was Warmes in die Kambüse, die See wäscht schändlich!"

Jungfer Een machte eine abwehrende Bewegung.

„Und ich müßte draufsehen, was in Sie hineinzukriegen, befahl er . . ."

Die Suppe dampfte so frisch. Jungfer Een

koſtete, und die Folge war eine für ihre ganze künftige Lebenszeit erworbene Überzeugung, daß es ein beruhigenderes Mittel gegen Seekrankheit als eine Portion wohlzubereiteter Schiffserbſen nicht mehr gebe.

Sie reichte ihm den geleerten Teller mit einer gnädigeren Miene hin, legte ſich in dem Gefühl eines beginnenden Wohlbefindens wieder nieder und ſchlief ein.

Sie empfand undeutlich, daß Taue über das Deck geſchleift wurden, daß jemand umherſtampfte und Kommandorufe erſcholten und daß ihre Koje ſie bald auf der einen, bald auf der andern Seite im Stich ließ. Das hatten ſie alſo gemeint, als ſie von einem Feſthalten an der Koje ſprachen . . .

Einige Leute kamen hinab in die Kajüte und ſuchten etwas in einem Schrank.

Es war ein Taſchenkompaß, und ſie fanden ihn endlich.

„Iſt keine Gefahr?“ fragte ſie aus ihrer Koje heraus. „Das Krachen hört ſich ſo ſchrecklich an.“

„Nicht ſolange wir offene See haben, Jungfer!“ ſcholl Kriſtenſens Stimme. „Nur guten Mut! Am beſten iſt es, wenn Sie ſchlafen. Der Schiffsjunge hat Order, ſo oft wie möglich herunterzuſehen . . . Ein wenig Kognak und Biskuit wäre gut.“

Sie eilten wieder hinauf. Es geſchah etwas da oben, denn die Leute redeten ihr zu Häupten; man ſchleifte Taue und ſchrie „haa—i—aa!“

Es ſchaukelte und ſchlingerte eine Weile ganz ſinnlos, dann begann es noch ärger als vorher zu ſtoßen und zu rumpeln und in Balken und Planken zu krachen. Ab und zu ſchien das ganze Fahrzeug

ſtillzuſtehn; es zitterte und ſchütterte bis hinab in den Kojetiſch, an dem ſie ſich feſthielt, und ſie hörte das Waſſer über ihrem Kopfe über das Deck peitſchen wie Sturzregen. Jetzt begann etwas unten auf dem Boden hin und her zu wandern . . . Es war ihr Koffer . . . Ein Schrank ging auf und zu — auf und zu! . . . Eine Flaſche und ein Glas fielen herab und gingen in Stücke.

Noch einmal ein ſolches Schlingern, und ſie ſtand nicht mehr dafür ein, weiter in der Koje zu bleiben! . . .

Es war wieder Tageslicht, aber ein merkwürdig ängſtliches. In gewiſſen Zwiſchenräumen wurde es ganz finſter, als ob jemand die Kajütenfenſter dicht verhinge, während zugleich vom Skylight ein matter, toter Schein herabfiel. Es war unmöglich, länger hier liegen zu bleiben! Sie mußte aufs Deck hinauf und ſehen, was es eigentlich gäbe.

Aber das Ankleiden war keine ſo leichte Sache auf dieſem ſchwankenden Boden, auf dem man kaum ſtehen konnte. Bloß zu ihrem Kleiderrock zu gelangen, und dem Koffer auszuweichen, der dahergeſegelt kam, bot ſeine Schwierigkeiten! Sie mußte ſich mit der einen Hand ſtützen und mit der andern weiterhelfen.

Das Waſſer ſickerte und tropfte die Kajütentreppe herab und floß bis in die Kajüte herein. Sie knüpfte den Schal um, öffnete die Tür und wurde von dem feinen Staubregen einer Woge in Empfang genommen, die ſoeben das Deck überſpült hatte.

Wie kühl und friſch es doch hier auf der Treppe unter dem Roof war im Vergleich zu der ſchwülen Kajütenluft. Da, ... was war das?...

sie hielt plötzlich inne bei dem Schauspiel, das sich ihr bot!

Allüberall wildes, grünes Meer unter einem flachen, grauen Regenhimmel! Das Deck abschüssig schief, so daß man nicht darauf stehen konnte, das Großsegel herabgefiert, und gerade vor ihr im Achter beim Steuerrad Kristensen mit einem Mann neben sich, das Knie gegen einen der Steuergriffe gestemmt. Das Fahrzeug hob eben das Achterende, so daß die beiden Gestalten sich gegen den Himmel zeichneten, und wieder ging es hinab in die Wogen. Hinab . . . und weiter hinab . . .

Das Segel verlor plötzlich den Wind und hing schlaff, der Luvbaum schlingerte . . . Aber weiter — weiter noch ging es hinab in die Tiefe. Wie vier Mauern bauten sich rings um sie her flaschengrüne Wogen auf, höher als das zerrissene Großsegel, so daß alle Aussicht verschwand, und sie begriff nun, warum es in gewissen Zwischenräumen unten in der Kajüte so finster geworden war.

Jetzt stieg es wieder — höher — höher. Der Wind füllte wieder das Segel — höher, immer höher. Es zischte und pfiff fast ohrenzerreißend in den Tauen, und sie blickte hinaus über eine erschreckliche See mit schweren Wogen und weißen, sich heranwälzenden Schaumbergen. Steckte sie nur ein wenig den Kopf aus dem Roof, so benahm der Wind ihr den Atem.

Da kam eine Woge und brach mit lautem Donnerkrachen vornüber. Das Wasser überspülte das ganze Achterdeck bis zu einem Fuß Höhe und floß wie ein Strom die Kajütentreppe hinab, auf der sie stand.

„Es ist ein Stück der Schanzverkleidung mitgegangen, Nils", hörte sie den Schiffer zu seinem

Nebenmann sagen. „Du mußt hin und die Schote richten . . . Schicke Anton her!"

Sie sah Nils das Tau abstreifen, an dem er festgebunden war, und nach vorne laufen, indem er sich an der Luv-Reling weiterhalf.

Kurz darauf kam der Schiffsjunge an ihr vorbei, um beim Steuer zu helfen; als er sie erblickte, konnte er einen Ausruf der Klage nicht unterdrücken:

„O, Jesses, Jesses, Jungfer, was für 'ne See! . . . und es wird und wird nicht besser!"

Armer Junge! wie bleich und erschreckt er aussieht! — dachte sie und gleich darauf in einem plötzlichen Zornanfall: und unter solchen Umständen schickt man ein alleinstehendes Mädchen auf die See!

Es folgte ein Stoß — sie konnte nicht weiter denken . . .

Sie sah, wie Kristensen und der Schiffsjunge, vom Steuer hinweggerissen, hinab an Leebord taumelten. Das Steuer schnurrte verlassen rundum wie ein Spinnrad. Der Junge aber lag, nach einem Stützpunkt tappend, mit dem Oberkörper über der Reling. Die See war keine Elle weit von seinem Gesicht entfernt; er streckte die Arme aus und schrie.

Da aber war jemand wie ein Pfeil hinter ihm her, und dieser Jemand war Jungfer Een. Sie setzte hinab über das schräge Deck und zog ihn über die Schanzverkleidung. Während sie sich erhob, fühlte sie sich am Halsbesatz von einer Eisenfaust zurückgerissen, die sie zwang, wieder niederzuknien — es war Kristensens Hand. Sie sah und fühlte den großen Baum unter dem Großsegel dicht über ihrem Kopf dahinsausen und vernahm Kristen-

ſens tiefe Stimme: „Hat er dich getroffen, Nils? Achtung vor dem Baum dort, Jungfer! Er iſt locker. Hinunter aufs Deck! . . . und halten Sie ſich feſt!“

Als ſie aufblickte, kroch Nils Kobbervig, der von dem Baum an den Schultern getroffen worden war, eben längs des Decks zu der Vorkajüte hin. Sie half dem von einem Stoß des Steuergriffs halb bewußtloſen Schiffsjungen in die Kajüte hinab und legte ihn in ihre Koje; er hatte das Schlüſſelbein gebrochen, ſchien ganz von Sinnen vor Angſt und murmelte vor ſich hin: „Wir gehn unter! . . . wir gehn unter!“

Sie begann damit, ihn zu fragen, ob er ſich als Seemann und vielleicht auch Seemannsſohn denn nicht ſchäme, ſo erbärmlich zu jammern, und endete, indem ſie das bleiche Haupt des armen Jungen in ihre Arme nahm und ihn mit allem Erdenklichen tröſtete, bis er ſchließlich ein wenig einſchlummerte.

Als ſie wieder heraufkam, ſtand Kriſtenſen allein beim Steuer, während Koch Anders die Baumtalje in Ordnung brachte.

„Es geht ſo nicht länger, Koch,“ hörte ſie Kriſtenſen ſagen. „Wir müſſen dem Land zu, ſo ungern wir's auch tun.“

„Nein, das geht ja nicht, Steuermann! Der Wind nimmt eher zu, als daß er abflaut, und es ſcheint gegen den Vormittag noch ärger zu werden.“

Kriſtenſen ließ das Schiff allmählich vom Winde abfallen.

„Sei vorſichtig mit der Baumtalje, Anders. Wir müſſen möglichſt ein oder zwei Reffs ausſtechen. Wir brauchen mehr Segel zum Lenzen, wenn wir mit der See fertig werden wollen.“

Das Fahrzeug begann sofort schneller dahinzuschießen. Es war wie eine richtige Erleichterung.

Kristensen stand einstweilen beim Steuer; er war tropfnaß und kupferrot im Gesicht von Wind und Anstrengung. Ein paarmal sah es aus, als würde das Steuer ihm aus der Hand gerissen. Jungfer Een folgte allen seinen Bewegungen in höchster Spannung.

„Geht's so weiter, so tanz' ich heute hier beim Steuer noch einen richtigen Halling!" fuhr es ihm endlich heraus nach einem Ruck, der ihm auf ein Haar das Gleichgewicht geraubt hätte. „Ich kann's allein nicht mehr leisten," wandte er sich an den vorbeikommenden Koch, „komm, Anders, du mußt die Arbeit dort sein lassen und hier bei mir anpacken, daß wir die Schute wieder auf den Wind kriegen und das Großsegel strecken können."

Aber ehe Koch Anders der Order noch nachkommen konnte, sah Kristensen Jungfer Een neben sich auftauchen. Sie packte ohne Umstände an, und bald merkte er es an ihrem Griff am Steuer, daß sie Kräfte für mindestens zwei Schiffsjungen hatte.

„Nein . . . nein, immer aufwärts beim Gieren, Jungfer — immer anstemmen."

Und Jungfer Een stemmte mit beiden Händen und allen Kräften an, während er das Steuer auf Luvseite hievte.

Wieder kam es zu einem Kraftgriff; und das Resultat war ein so überraschendes, daß Kristensen ausrief:

„Wer hätte das gedacht! . . . es ist wohl das erste Mal, daß eine Jungfer Hand an Rutlands

Steuer legt . . . Luv . . . Luv . . . nein, nach der andern Seite!"

Jungfer Een begann ſich nun die Sache zu erleichtern, indem ſie das Knie an den Steuergriff ſtemmte, des Windes nicht achtend, der wie unſinnig in ihr Kleid blies.

Kriſtenſens Plan war, das Fahrzeug noch eine Weile auf dem Wind zu halten, um das Großſegel zu ſtrecken und womöglich auch das volle Fock zu ſetzen.

„Sehen Sie, Jungfer! . . . ſo . . . ganz langſam luven, . . . ganz gemach abfallen . . . nur immerzu das Segel halten, aber nicht ſelbſt dabei über Stag gehen . . . Ich will ſchon ſelbſt das Steuer bedienen, wenn's nottut."

Sie füllte ihren Platz vollſtändig aus und handhabte das Steuer nach ſeinem Kommando: „Luvt an!" oder „Fallt ab!" ſo gut wie irgendein anderer Rudergaſt.

Als Kriſtenſen dann zum Steuer zurückkehrte, ſagte er: „Ja, nun ſchönen Dank! Nun haben Sie redlichen Schiffsdienſt getan, Jungfer!"

„Ich halte aus, ſolange Sie Hilfe brauchen, Schiffer Kriſtenſen!"

„Sie ſind ja zu müde."

„Schnickſchnack, ich habe Kräfte genug."

„Ich ſage nicht nein, wie's nun mal ſteht. Aber wollen Sie hier draußen im Sturm bleiben, ſo iſt's am beſten, Seekleider anzuziehen; ſie hängen unten in der Kajüte beim Schrank. Ich bediene ſolange das Steuer allein. Laſſen Sie ſich Zeit, Jungfer, und raſten Sie ein wenig!"

Der Rat war nicht ganz zu verachten. Er ſah ihr nach, wie ſie im Roof verſchwand.

„Hätte nicht gedacht, daß wir ein ſo kreuz-

braves Frauenzimmer verfrachten würden, Anders! . . . Wenn wir sie nur auch gut hinbringen, daß es nicht ihre letzte Reise wird! Es sieht nicht zum besten aus. Aber irgendwo schmuggeln wir uns wohl zwischen den Schären durch."

„Es ist Land vor uns, Steuermann, aber wir haben weit bis dahin!"

„Hab's gesehen! — wenn wir bloß wüßten, wo wir sind; denn hinein müssen wir noch bei Tageslicht. Nils Kobbervig ist ja seit Kindesbeinen im Bergenschen bekannt; du mußt ihm heraufhelfen und ihn mal ausspekulieren lassen, wo wir ungefähr sind . . . aber kein Wort davon zur Jungfer. . . Wir müssen tun, als sei alles in Ordnung."

„Freilich heißt's so lange wie möglich gute Miene machen, Steuermann. Wenn ich Nils Kobbervig bloß die Augen aufbrächte, dann kämen wir schon richtig hinein."

Kristensen stutzte, als er Jungfer Een zurückkommen sah. Sie war in voller Schiffstracht bis auf den Südwester und sah aus wie ein kräftiger Matrose mit einem krummnasigen, jungen, rosigen Antlitz.

„Na, Sie wollen also ernstlich wieder beim Steuer zugreifen! Dann ist's auch das beste, Sie machen es wie andere Rudergäste bei schwerer See und lassen sich mit einer Seising festbinden . . . man kann ja nicht wissen."

Er ließ dem Wort die Tat folgen.

„Na, geht das Ruder jetzt schwerer, Jungfer?"

„O nein!"

„Das sollt' es aber. Wir laufen schneller,

und das Gieren iſt ſchwerer zu ſtoppen." — Er ſah ſich um.

„Aufgepaßt, Jungfer! Halten Sie ſich feſt, gerade achterwärts kommt eine See. Schaut nicht gerade gemütlich aus." — Kriſtenſen ſchlang eilig das Tau um ſich und ergriff das Steuer.

Die Vorbereitung war nicht umſonſt; gerade hinter ihnen wurde das Heckboot zerſchmettert, während das Waſſer wie ein Sturzbach von hinten aus das Deck überſchwemmte und die beiden an das Steuerrad preßte.

„Das ging glimpflicher ab, als ich gedacht hatte, Jungfer."

„Ich glaube, die See wird ärger."

„Scheint ſo; aber das iſt nur hier unter Land — läſtige Krappſeen. Wir ſind in einer zweiteiligen Strömung. Da haben wir eine quer vor dem Bug, das nenne ich unſinnig . . . Luvt an . . . luvt an, Jungfer!"

Wirklich waren einige Küſtenkonturen vor ihnen aufgetaucht; ſie lagen da wie aus dem Meer geſtiegene Nebelbänke mit regenbogenfarbigen Sonnenſtreifen irgendwo weit drinnen auf einigen zackigen Felsrücken. Der Sturm jagte die Wolken in ſchweren zerfetzten Maſſen umher wie abgeriſſene, ſchwarzgraue, hängende Wollbündel und hinderte ſie, ſich in Regenſtürzen zu entleeren.

„Aber was iſt das . . . da oben?" — ſie wies auf die Webeleinen.

„Ah, ſieh da, Nils Kobbervig! — will wohl Luft ſchnappen!"

Der Koch hatte Nils des beſſeren Ausguckes wegen in den unterſten Wanten poſtiert.

Jetzt kam er nach dem Achter herüber. „Wir brauchen das Fernrohr, Steuermann."

„Bleib hier beim Steuer, Anders!" — Kristensen ging selbst mit dem Fernrohr nach vorn.

„Es wird ja immer ärger — wir kommen doch wohl bald in die Schären?" — fragte sie zitternd ihren neuen Seitenmann.

„Ja, nun dauert's nicht mehr lange, Jungfer! . . . sie gucken bloß von den Webeleinen nach dem besten Einkauf aus."

Kristensen war zu Nils Kobbervig in die Wanten gestiegen.

„Na, siehst du was vom Lande?"

„Wären wir nur weiter drinnen! es wird wohl der Texesund südlich von Bergen sein, den wir da vor uns haben. Ja freilich, es muß der Texesund sein! — Da — will der Kapitän nicht gucken? Ein Einschnitt im Felsen, ein Spalt wie mit einem kleinen Kamm einwärts. Ja, jetzt ist es fort . . . Da, sehen Sie doch!"

„Jawohl, es dürfte der Texesund sein. Nils! Hoffen wir's! Denn bis in die Nacht dürften wir uns nicht halten. Wenn nur die See uns nicht zu weit hinuntertreibt."

Als er den Koch Anders beim Steuer ablöste, sagte er ruhig: „Nun wissen wir Bescheid, Jungfer! Da unten das, das ist der Texesund. Wir steuern gerade drauf los! Halt nur wacker Ausguck, Anders! . . . Nein, Jungfer — nicht abfallen, sonst fängt das Gieren wiederum an."

Es war eine gewisse launige Munterkeit in seiner Stimme, die nach den letzten Stunden, in denen sie das Gefühl einer drohenden Gefahr gehabt, beruhigend auf sie wirkte.

Sie schossen nun rasch dahin, und das Land stieg immer deutlicher vor ihnen auf.

Es war gegen Ende des Nachmittags, beim Anbruch der Dämmerung.

Das Meer ging in mächtig schweren, bleigrauen Bergen. Die Wolken trieben wie grauer Rauch landeinwärts, der Seewind peitschte, die Taue pfiffen, zischten und kreischten, während Anders zum Steuer hinüberwinkte.

Sie hatten gerade vor sich das Land — weiße Schaumsäulen und Wasserfälle längs aller Felswände und Schluchten.

Kristensen stand ruhig beim Steuer; aber es entging Jungfer Een nicht, wie der Schweiß in großen Tropfen über das breite Gesicht perlte. Es konnte ja die Anstrengung sein; denn sie sah, wie er das Steuer mit Riesenkräften handhabte.

Eine Weile danach sagte er sehr ernst, während er mit der Hand hinauswies:

„Sehen Sie, Jungfer, da hinein müssen wir. Der Einlauf ist eng. Nun heißt es, keine Linie vom Kurs abweichen."

Es waren zwei kleine Inseln oder Schären, zwischen denen sie hindurch mußten.

Sie sah die Helme der schweren Wogen über ihnen sausen und dröhnen und die Schären mit einem wirbelnd weißen Schaumsud bedecken, aus dem Säulen stiegen und Rauchwolken trieben, während sie selbst mit rasender Schnelligkeit ihnen entgegen flogen. Die Brust schnürte sich ihr zusammen, und sie hatte Mühe, Atem zu holen.

Wiederum hob die See das Fahrzeug empor. Sie sah Kristensens Gesicht weiß werden, sah ihn die Zähne zusammenbeißen, während er mit aller

Kraft das Steuer hielt — und sie hatte ein Verlangen zu schreien — wild zu schreien!

Vielleicht tat sie es auch.

Sie standen gerade zwischen den beiden Inseln, über die die See weiß dahinging, während die Wassermassen von beiden Seiten dröhnend auf das Deck stürzten — und mit einem Male lagen sie in vollständig ruhigem Wasser!

Es war der Texesund, den sie genommen hatten; aber die Aufregung war so heftig und der Übergang so plötzlich gewesen, daß Jungfer Een halb bewußtlos ins Knie sank.

„Nein, Jungfer, das vergesse ich nie, daß ich Sie als Kameraden gehabt habe am Steuer des Rutland!" Die Stimme des starken Mannes zitterte, und er biß sich in die Lippen, um seine Bewegung zu beherrschen.

Sie waren mit ihren nassen Segelfetzen und zerrissenen Schanzverkleidungen schon ein Stück in den Hafen geschossen, dessen Innenseite weiß war von Möwen und schutzsuchenden Seevögeln, als Kristensen wieder das Steuer hievte.

„Anders!" rief er hinüber, „frage Nils doch, wo man am besten ankern kann." — — —

* * *

Es war am Morgen danach.

Jungfer Een schlief; sie war so müde gewesen. Im Halbschlaf war ihr, als schiene die Sonne in ihre Koje, und als hörte sie krähen. So war es auch. Die Sonne stand hinter den Schären und vergoldete den ganzen blauen Sund, und oben in der Berghütte stand der Hahn und begrüßte sie.

Da wurde es ihr mit einem Male klar, daß

ſie den alten Rutland lieb habe, lieb wie ihrer Mutter Haus, und von Stund an wußte ſie auch, was ſie antworten würde, wenn Kriſtenſen ihr etwas zu ſagen hätte. Ihr Sparkaſſenbuch ſollte er gleich haben, um in der Kajüte malen zu laſſen und alles zu reparieren . . .

Sie ſah zum Kajütenfenſter hinaus.

„Regnet es und ſcheint zugleich die Sonne, ſo fährt ein Bootsmann in den Himmel! . . . Ja, es geht oft wunderlich zu . . . wie wenig weiß man von dem, was einem bevorſteht!“

* * *

Eine Woche ſpäter befanden ſie ſich eines Abends bei ſchönem Wetter und ſachter Briſe zwiſchen den Schären unten in der Grimſtad-Gegend. Der Mond war aufgegangen. Kriſtenſen ſtand beim Steuer. Der Schiffsjunge ging mit dem Arm in der Binde umher, und Koch Anders ſummte ein Liedchen vor ſich hin.

Jungfer Een ſaß auf der Erhöhung neben dem Steuer und ſtrickte Spitzen; ſie war auffallend gut und ſorgfältig gekleidet.

Sie hatte ſich während des ſchönen Wetters, das ſeit der Einfahrt im Texeſund die Fahrt begünſtigte, oft recht gemütlich mit Kriſtenſen unterhalten und ab und zu, „da ſie nun ſchon mal den Anfang gemacht hatte,“ ihr Vergnügen daran gefunden, beim Steuer zu ſtehen. Ja, heute abend hatte ſie ſogar ganz munter erklärt, ſie wäre, wenn ſie als Mann auf die Welt gekommen wäre, am liebſten Seemann geworden.

. . . „aber mich bei Schiffer Kriſtenſen zu verheuern, hätte ich mich wohl gehütet!“

„Und warum denn, Jungfer Een? Sie haben

mich doch noch niemand auch nur eine Ohrfeige geben sehen."

„Nein, nein; aber Sie haben eine eigene Vorliebe, die Schären hinter sich zu lassen."

„Das kommt daher, Jungfer, daß ich mich hier nicht heimisch fühle. Was ist für mich so eine Sturzsee mitten im Meer gegen eine blinde Klippe hierdrinnen, von der einer nichts weiß, ehe er mitten draufstößt und im selben Moment ein armer Teufel ist. Nein, ich lobe mir die offene See."

„Gestehen Sie nur, daß es unverantwortlich von Ihnen war, so bei Nacht geradewegs in See zu stechen."

„Unverantwortlich? . . . Auf der Stelle täte ich es noch einmal — aber mit Ihnen! . . . Frauenzimmer und frisches Fleisch, das war für mich immer etwas Flaues und Süßliches; Sie aber, Jungfer Een, Sie sind ein gesalzenes Frauenzimmer!" . . .

„Das muß ich draußen auf See geworden sein, Kristensen! Aber seien Sie aufrichtig, die kleine Handreichung kann Ihnen wohl nicht von so großem Nutzen gewesen sein. Ich hielt ja eine gute Weile das Steuer so, bis ich es anders lernte!" Sie war aufgestanden und legte lächelnd die Hand verkehrt an den Steuergriff.

„Wenn ich aufrichtig sein will, wie Sie sagen," erwiderte er, indem er plötzlich seine schwere Hand auf die ihrige legte, so daß sie gefangen war, „. . . . so weiß ich jetzt, daß es eine Hand ist, auf die man sich verlassen kann . . . und . . . und . . . daß es öde auf dem Rutland sein wird, wenn wir erst auf den Oesterrisinseln gelöscht haben."

Sie wurde über und über rot und riß die Hand an sich.

„Nein, nein, es war nicht zu erwarten, daß eine so feine Hand sich bei einem armen, simplen Schiffer verheuern würde. Aber das weiß ich jetzt, daß ich mich auf dieser Welt mit keiner andern einlassen will," brach er mit purpurrotem Gesicht heftig aus.

Da wandte sie sich ihm zu und hielt ihm die Hand auf dem Steuer offen und treuherzig hin. „Kristensen — ich trenne mich nicht mehr vom... vom Rutland! ... aber ... ein für allemal, möglichst wenig außerhalb der Schären! ... Und da haben Sie mich!"

Sie standen da und betrachteten den Mond und einander, bis es spät wurde. Und daß der Rutland an diesem Abend nicht irgendeine Schäre und gar geradezu das Land anlief, das war nur dem guten Glück und Jungfer Een zu danken.

III.

Fünfzehn Jahre später.

Wenn man heutzutage von Kristiania aus in ein paar Stunden Dröbak, in zwei Tagen Bergen, in vier Trondhjem und in anderthalb Wochen den Varangerfjord erreicht, ganz abgesehen von den Eisenbahnrouten und von der Telegraphie, die in ein und derselben Stunde Frage und Antwort vermittelt — dann ist man leicht geneigt, zu vergessen, daß vor noch gar nicht vielen Jahren eine Fahrt nach Dröbak einen ganzen Tag in Anspruch nahm und ein Ausflug nach Bergen eine wochenlange Seereise bedeutete. Man vergißt, daß Dampf und Telegraph Norwegen

zu einem andern und modernen Lande umgewandelt haben. Hie und da strich wohl auch dazumal einer der Staats-Raddampfer mit Post- und Personenbeförderung an der Küste hin; der Warenverkehr dagegen ging noch auf die altgewohnte Art vor sich. Noch war das mächtige Hamburg und nicht Kristiania der Lagerplatz für das ganze Land, und die kleineren Küstenschiffe besorgten die Verbindung zwischen den einzelnen Städten.

Johan Kristensens Schaluppe ist bei ziemlich steifer Brise auf einer Frachtenfahrt zwischen Kristiansand und Lindesnaes auf See.

Der Schiffer selbst, ein starker, breitschultériger Mann mit Hundefellmütze, steht, die kurze Pfeife im Munde, am Steuer und ruft ab und zu einem kleinen Jungen, dessen dunkellockiger Kopf aus der Kajütentreppe horchend hervorlugt, ein paar Worte zu. Der rapportiert sie einer in der Kajüte befindlichen Person und vermittelt sodann die Antworten. Das Haar flattert um seinen Kopf, so oft er ihn herausstreckt, und er krümmt die kleine Hand auf Seemannsart vor dem Munde, um den Schall zu verstärken.

Es ist die Ehefrau des Schiffers, die unten in der Koje liegt und sich, wie immer, solcherart auf die Fahrt außerhalb des Listerlands vorbereitet, die ihr, wie sie im voraus weiß, ihren Anfall von Seekrankheit bringen wird.

Sie ist eine hübsche, stramme, von der Ruhe des Seelebens zu ziemlicher Leibesfülle gelangte Frau mit dunkelm Haar, stahlgrauen Augen und energischen, vom Wetter gebräunten Zügen. Sie hat in den Augen ihres Mannes nur einen Fehler; aber dieser ist so groß, daß er auf See beinahe zum Laster wird: ihre eifrige Seele kann

nicht verſtehen, daß eine Frau an Bord nicht dasſelbe iſt, wie eine Frau auf dem Lande, und ſie will es ſich nicht nehmen laſſen, auch hier das Kommando der Haushaltung bis ins kleinſte Detail zu führen und Heuer- und Landgang als ihr Gebiet zu betrachten. Daher iſt auch längs der Küſte der Ausdruck gang und gäbe geworden, man „fahre mit Madam Kriſtenſen".

Und doch wollte Madam Kriſtenſen ja nichts anderes, als daß die Leute ihre Heuer gut anwenden und ſich anſtändige Kleider kaufen und den Reſt nicht an den unzähligen Orten, an denen ſie anlaufen mußten, und die ihnen allerlei Gelegenheit boten, vertrinken, ſondern zu Weib und Kind heimbringen ſollten. Darum hielt ſie es auch ſo knapp mit dem Landgang; und darum mußten ſie auch ſo häufig Leute wechſeln außer den feſten: Nils Kobbervig und Koch Anders.

Dies war ja nun alles gut und ſchön, und ſie hatte ihren Mann hundertmal davon überzeugt. Aber wie gut es auch gemeint war, ſeemänniſch war es nun mal nicht, und das fühlte der Mann nicht am wenigſten; ja er fand geradezu, daß es ſeine Seemannsehre angreife.

Als ſein Söhnchen einmal in aller Unſchuld zu ihm gekommen war und gefragt hatte, warum ſie alle ſagten, „ſie führen mit Madam Kriſtenſen," da hatte er ſeinen Augapfel in ſtiller Bitterkeit geheißen, ſich die Antwort bei der Mutter zu holen.

Er hatte zu wiederholten Malen Auflehnung verſucht, war aber, da er weder zungenfertig, noch Dialektiker war, von einer mit flammender Miene vorgebrachten Frage zurückgeſchlagen worden, die ihm noch mehr an die Ehre zu

gehen schien als alles andere: ob sie sich denn nicht mit einem Menschen verheiratet habe, der Mannesmut und -herz genug besäße, sein armes Weib in allem, was recht sei, zu unterstützen? Diese Frage fürchtete er; denn er hatte ein Mannesherz und zwar eines, das obendrein noch verliebt war und ganz unvernünftig eifersüchtig sein konnte.

Ihre Sache blieb es, während er bei der Landungsbrücke die Ein- und Auslösung besorgte, bei dem Befrachter Rutlands Geschäfts- und Standesseite zu repräsentieren.

Madam Kristensen und ihr Mann waren in jeder Küstenstadt von groß und klein gekannt, und wenn sie mit ihrem Söhnchen an der Hand da und dort ihre Geschäftsbesuche abstattete, veranlaßte man sie gern, bei einer Tasse Kaffee Berichte zu liefern, wie es in dieser und jener Nachbarstadt, für deren Verhältnisse man sich eben besonders interessierte, mit dem und jenem stünde. Solche Besuche hätten ja einen ausgezeichneten Anlaß für allerlei Klatsch und Tratsch gegeben; aber Madam Kristensen „war nun mal nicht von dem Schlag" und verwahrte sich jedesmal höchst nachdrücklich gegen die Vermutung, daß sie „Stadtklatsch verfrachte".

Nichtsdestoweniger bildete sie eine Art mündlicher Post und vermittelte Grüße zwischen Verwandten, Freunden und Bekannten, wie denn auch Gerüchte von Verlobungen, Heiraten und Bankerotten immer erst ihrer Bestätigung durch Madam Kristensen bedurften. Hatte sie etwas als sicher hingestellt, so stand es auch fest, und diese ihre unbedingte Verläßlichkeit verschaffte ihr manch

geheimnisvollen Auftrag, den sie jedesmal mit vielem Takt zu erledigen wußte.

Sie trug Grüße und Briefe zwischen Verliebten und heimlich Verlobten hin und her, die sie leichter zu sprechen bekam als andere Beauftragte, und erlaubte sich sogar, ihrer eifrigen und vorsorgenden Natur folgend, hie und da auf eigene Hand eine vernachlässigte oder vergessene Liebste, die in irgendeiner anderen Stadt trübselig einherschlich, in unliebsame, aber notwendige Erinnerung zu bringen. Sie war, wie gesagt, eine Kraftnatur, die nie genug unter den Händen haben konnte, und sowohl aus der flinken Art, mit der sie gestikulierte und ihre ein wenig massive Figur bewegte, wie auch aus ihrem belebten Gesichtsausdruck leuchteten Energie und Willenskraft.

Ihre ständige Kleidung zu Lande bestand aus einem blauen Halbwollgewande, einem großen, rotschwarzkarrierten Umhängetuch und einem altmodischen, unter dem Kinn zu schließenden Hute.

Hatte einstmals eine Uneinigkeit zwischen dem Paare geherrscht, weil sie behauptete, Kristensen hege eine Vorliebe für Fahrten außerhalb der Schären, so wußte sie es nun allmählich so einzurichten, daß sie zumeist Küstenfahrten unternahmen und nur selten und notgedrungen mit Stückgut nach Holland oder hinab nach Dänemark oder mit Heringen an die Ostsee fuhren. Die Schaluppe Rutland wurde somit allmählich immer mehr und mehr zur Frachtschute.

Manch starker Kerl hat später
Krückstock und Gicht verspürt.
Manch Nordseefahrer wurde
Zum Frachtschiff degradiert.

Und von all diesen Einig- und Uneinigkei-

ten zwischen dem Ehepaare, von den Erlebnissen der Madam Kristensen und ihren Erfahrungen an der Küste, sowie nicht weniger von den Mären und Geschichten, die mit dem alten Nordseefahrer zusammenhängen, soll hier nun ein wenig erzählt werden.

*

Was der vierzehnjährige Bernt seiner Mutter in die Kajüte rapportierte, waren Vaters Ansichten über das Wetter jenseits Lindesnaes.

„Sag Mutter, sie brauche sich der See wegen, die wir jetzt kriegen, nicht niederzulegen. Ich denke, wir liegen hier die ganze Nacht und gucken uns Lindesnaes an. — Streckt die Toppsegelbrasse in Lee, Bergenser! — So . . . hol an . . . strammer noch . . . so! Der Wind flaut schon ab."

„Das sagst du immer bei der Landspitze, Vater!" — richtete der Sohn Mutters Antwort aus.

„Ja, Mutter mag tun, wie sie Lust hat; wenn sie will, kann sie unten in der Kajüte das Sturmsegel setzen."

Bernt verschwand mit dem letzten Bescheid, gegen dessen ganz unveränderten Rapport er vermutlich seine Bedenken hatte, stand aber kurz darauf wieder auf Deck, indem er sich durch einen Kunstgriff mit den Armen über die obere Treppenhälfte hinaufschwang.

Just in demselben Augenblick kam Koch Anders mit dem Deckel einer Schiffskiste herbei, den er instand gesetzt hatte und der nun an die beim Skylight stehende Kiste befestigt werden sollte.

„Nanu, Anders, heute abend gibt's nach der saueren Rackerei vor Lindesnaes einen guten Schluck!"

Anders, der die Nägel im Munde hatte, mit der die Kiſtenangeln befeſtigt werden ſollten, wagte den Verſuch eines fragenden Blickes in der Richtung der Kajütentreppe, beſann ſich aber beizeiten eines beſſeren und murmelte nur nickend: „Viel Dank, Kapitän!“ worauf er ſich über die Kiſte beugte und die Nägel einzuſchlagen begann.

Er kannte die Situation zu gut, um nicht zu wiſſen, daß, wenn der Kapitän erſt einen Schnaps verſprach, auch darauf zu zählen war, und daß der Kapitän nicht die leiſeſte Andeutung auf etwaige von Madam Kriſtenſens Seite drohende Schwierigkeiten vertrug.

Kriſtenſen brummte bei ſeinem Steuer. Er ſah wiederholt gen Weſten, wo die Sonne am Meeresrande in den Septemberabend verſank. Die leichten Wolken leuchteten wie eine Borte von Feuerglut, wurden dann purpurviolett, ſpäter nach dem Sonnenuntergang blaßroſa. Der Rutland ſtand ſchon ein Stück vor der Landzunge von Lindesnaes.

„Jawohl, er flaut ab. In einer halben Stunde haben wir den Mond und vielleicht Windſtille dazu,“ — fuhr er nach einer kleinen Weile verdroſſen fort, „und das bißchen Luft, das wir haben, kommt von Weſten. Da heißt's vom Fleck kommen! Klar zum Wenden!“

Er entfernte ſich einen Augenblick, um das Segel voll zu ſetzen und legte dann das Steuer feſt in Lee. Der Klüver zitterte, während der Rutland raſch dahinſchoß und über Stag wendete.

„Holt die Baumtalje ein! . . . braßt! . . . holt!“

Sie glitten eine Weile über den neuen Bug, während der Wind mehr und mehr abflaute.

„Na, jetzt ist's zu Ende mit der Litanei! Aber um die Landzunge kommen wir wenigstens!"

Noch einige Befehle über veränderte Segelführung wurden ausgeführt, während der Rutland einen weiteren Kurs über das Listermeer nahm. Man warf Schoten und Taljen los, wieder wurde das Toppsegel vor dem Wind gebraßt, und man setzte das Breefock.

Kristensen stand eine Weile da und trommelte mit den Fingern. „Bernt, geh nach vorne und heiße Nils zum Steuer kommen!"

Kurz darauf zeigte sich Nils, unterwegs in seine Jacke fahrend. Er war ziemlich gealtert, und die große, krumme Nase schien noch schärfer geworden als ehedem.

„Nordwest zu West, Nils, bis wir den Bischof hinter uns haben! . . . Na, du kennst ihn ja von früher her" — fügte er verschmitzt hinzu, indem er hinabging.

„Bischof? Was für ein Bischof, Nils?" — Schon war Bernt bei ihm, und seine Augen und Mienen fragten noch eifriger als die Worte.

„Ach was, ein Bischof, der den Seeleuten predigt, und wenn sie nicht hören wollen, müssen sie fühlen."

Man wurde durch die Ankunft des „Bergensers" unterbrochen, eines jungen, pfiffigen Matrosen mit lebhaften Gesten, flacher Seemannsmütze und Leinwandhosen, der mit den Holzschuhen lustig eine Art Reeltakt über das Deck hin klapperte. Für dieses Kunststück, auf das er sich tadellos verstand, erntete er von seiten des Sohnes seines Kapitäns jedesmal die lebhafteste Bewunderung.

„Hurra, ein Schnaps!" rief er. „Madam

Kriſtenſen kommt herauf, und da gibt's vor der Landzunge 'nen Steifen, ſage ich euch."

„Denke nicht, daß die Madam dir für das Getrampel über ihrem Kopf beſonders dankbar ſein wird," warnte Nils vom Steuer her.

„Ja, aber der Biſchof . . . wieſo kennſt du den Biſchof, Nils?" — beharrte Bernt.

„Siehſt du dort . . . gerade der Quer vor Steuerbord . . . die kleine höckrige Schäre, wo alles Geſtein förmlich querüber liegt?" — er wies mit der Hand hinaus. „Und einen Prieſterkragen hat er auch! Siehſt du, wie der Schaum an ihm hinaufleckt? Aber im Unwetter, am beſten bei Nacht, da haſt du ihn in ganz weißem Meßgewand, daß er leuchtet wie eine Mauer."

„Haſt du ihn ſo geſehen, Nils?"

Nils vergaß das Antworten; er richtete ſeine hohe, bootshakenähnliche Geſtalt auf und blickte wie in Gedanken nach jener Stelle, während ein ſchlauer Ausdruck über ſein blaſſes Geſicht glitt.

„Na, ſo laß uns die Geſchichte hören, Nils... Setz dich hierher auf die Schiffskiſte und halt' den Jungen nicht zum Narren . . . Du ſiehſt ja, er will zuhören! . . . Es war doch das mit den drei Schweſtern?"

„Jawohl — es war eine Schonerbrigg, die ihre hundert Tons hatte."

„Und du warſt dort Schiffsjunge bei Kapitän Sivertſen?"

„Jawohl, und es war meine erſte Reiſe."

„Na alſo, jetzt haſt du das Tau ſo weit ausgeworfen, daß du es nicht gleich wieder einholen kannſt, Nils. Los damit!"

Nils räuſperte ſich, ſandte einen prüfenden Blick hinauf nach den Riggen, einen ebenſolchen

über Bord und hierauf einen wohlgezielten Tabaksstreifen aus seinem Munde über Lee-Reling.

„Na ja, das war also bei Kapitän Sivertsen. Mordskerl das von einem Seemann, wenn's ein Unwetter gab; sonst aber — es läßt sich nicht verschweigen, — sonst war er einer von den vielen alten Nordseekapitänen, die in der Koje lagen und tranken, sich toll und voll tranken! Das mußt' ich ja wohl wissen, ich, der ich ihm morgens und abends die Kognakflasche holte. Andere als ich wußten auch an Bord nichts davon; denn der Steuermann hielt es geheim. Die ehrliche Wahrheit aber war, daß er trank und unter Deck war von dem Augenblick, wo die Brigg in See stach, bis zu der Stunde, wo sie wieder irgendwo auf der andern Seite der Nordsee oder unten in Bordeaux oder Nantes im Hafen lag, und ebenso wahr war es, daß Kapitän Sivertsen keinen Tropfen verkostete vom ersten Schritt an, den er auf dem Lande tat, bis er wieder den letzten Leuchtturm der Gegend hinter sich hatte und in See ging. Er war jahrelang auf dem Lande gewesen, ohne zu trinken — sagten sie. Niemand kann es begreifen, es war wie eine Art Fluch über dem Manne!"

„Verantwortung! . . . nichts als die Verantwortung!" brummte es drüben auf der Bank, auf die Kapitän Kristensen mit seiner Pfeife sich niedergelassen hatte. „Die hat mehr als einem Schiffer den Rest gegeben. Na, erzähl' weiter, Nils!"

„Ja, das war also auf dieser Fahrt. Wir gingen mit Holzladung hinunter, kriegten aber mit den Septemberstürmen zu schaffen und wurden nordwärts verschlagen. Es war ein schwerer Südwest mit Regenböen, bis das Wetter sich endlich auf-

hellte und der Wind von Weſten kam. Der Steuermann meinte nach ſeinem Beſteck, wir ſeien weit draußen in offener See auf der Höhe von Udſire, ſo daß es vor der norwegiſchen Küſte keine Not habe, um ſo weniger, als die Schonerbrigg ein ausnehmend tüchtiger Windſegler war. Der Kapitän wollte nun allerdings, wir ſollten noch eine Zeitlang dem Winde auffahren, um Fahrwaſſer zu gewinnen; als aber Steuermann Anderſen bloß ſpitzig lächelte, gab der Kapitän ihm nach und ging hinunter und legte ſich in ſeine Koje. Er hatte nicht den Mut, ſich mit ſeinem Steuermann zu überwerfen, aber ärgern tat's ihn. Und wir kamen auch nicht vom Fleck; denn ſo oft wir hinkamen, ſprang der Wind wieder nach Südweſt um, und das Hundewetter begann von neuem. So blieb nichts übrig, als wieder Kehrt zu machen.

Ich hatte eines Abends einen weißen Schimmer weit drüben über Lee-Reling geſehen und erzählte es Sivertſen, und dafür gab der Steuermann mir eine Ohrfeige. Es ſei unmöglich, ſagte er. Der alte Sivertſen aber war anderer Meinung und fragte mich eifrig aus und vermutete, wir ſeien wohl in der Nähe des Gunnarshaug-Leuchtturms geweſen.

So war es wohl ſechs, ſieben Etmals*) fortgegangen. Das Wetter blieb trüb, Tauwerk und Segel waren regenſchwer und naß, und die Leute fingen an, lange Geſichter zu machen.

Der alte Sivertſen hatte die ganze Woche unten in ſeiner Koje gelegen und gebrummt und mit ſich ſelbſt geſchwatzt. Ich hörte wohl, daß er allerlei

*) Etmal = Zeitraum von 24 Stunden, von Mittag bis Mittag.

vom Biſchof faſelte, und wenn ich unten war, ſtarrte er mich an mit ſeinen roten Augen und dem grauzottigen Haar, daß mir ganz bange wurde, obwohl ich doch an ihn gewohnt war. Als wir dann wieder einmal die Vormittagswache bezogen, begehrte er mitten bei Tage eine Flaſche von mir. Dann ſprach er erſt am nächſten Morgen wieder mit mir, wo er verlangte, ich ſolle die Kajütenfenſter gut nachſehen. Im Lauf des Nachmittags mußte ich den Schwabber hervorholen und in allen Ecken fegen, die die reinen Fliegenneſter waren, wie er behauptete. Und dann wollte er gar, ich ſollte unten bei ihm ſchlafen; er bot mir einen blanken Taler dafür. Was ſoll ein armer Schiffsjunge machen? Will er es nicht für den Taler tun, muß er es ohne ihn tun! . . . Aber dieſe Nacht vergeſſe ich nicht! Ich wurde plötzlich geweckt und ſah ihn mit verſtörtem Geſicht vor mir ſtehen. — „Nils! . . . Nils! . . . Biſt du wach? Siehſt du nicht . . . dort beim Tiſch . . . das Weiße? . . . Er zeigte auf das Barometer. „Jetzt . . . jetzt ſtreckt er den Arm aus . . . wenn er bloß nicht wieder nach der Uhr zeigt!“

„Es iſt ja gar nichts da, Kapitän!“

„Wirklich nicht? Einen Taler ſollſt du haben . . . hi hi! Jetzt ſteht er mitten im Raum, ganz ſchwarz von Fliegen. Da . . . weg iſt er! . . . Er ſah aus wie ein Biſchof, du!“ lachte er, . . . „das nennen wir im Schlaf ſehen! . . . Hm! . . . hm! . . . es geht wie ein Kielwaſſer von Meerleuchten hinter ihm her vom Kajütenfenſter aus. Da guck doch, die hellen Streifen, die er auf dem Fußboden hinterlaſſen hat. Jetzt ſchlaf' ein, Junge!“

„Nils! Nils!“ weckte er mich wieder, „ſieh

doch die Kajütenfenſter ordentlich nach — alle beide! ſiehſt du nichts? — wie einen nackten Arm aus jedem heraus — nein, mehr als nackt iſt er . . . Hu! . . . Wenn er bloß nicht auf die Uhr zeigt! . . . fünf Minuten auf halb drei war's heute nacht wieder, ich ſah ganz deutlich beim Licht ſeines Fingers die Minutenpunkte auf der Scheibe."

Die Taſchenuhr hing an der Seite des Tiſches, die ihm zunächſt war, ſo daß er die Uhr greifen konnte, und ich unterſchied beim Lampenlicht das weiße Zifferblatt.

„Schnickſchnack! ſagen wir, nicht wahr, Nils? und du verdienſt deinen Taler, mein Junge! Schnickſchnack! Schnickſchnack!" ſchwatzte er weiter, bis er ſich plötzlich laut unterbrach: „Ich glaube, die Uhr ſagt auch zu mir: ſchnickſchnack . . . ſagt ſie das nicht . . .?"

„Nils! Nils!" ſchrie er wieder, und ſtarrte entſetzt vor ſich hin. . . . „Da ſteht er ja ſchon wieder mit der ausgeſtreckten Hand! Fünf Minuten auf halb drei. Ja ja — ja, ich ſehe es. Da nützt kein Taler, Nils! Jetzt iſt der Biſchof fort; aber wenn wir nächſtesmal verſuchen, ihn zu prangen, iſt er wieder da; verlaß dich drauf. Der läßt uns nicht ſo leichten Kaufs vorbei, der Kerl. Er will was von uns. Er hat es mit Seeräubern gehalten und der Kirche unrecht Gut zugewendet, ſagen ſie, darum iſt er verdammt, da draußen umzugehen . . . Hi hi hi! Ich nehme die Kette ab und ſchmeiße die Uhr in die See und" — er erhob ſich plötzlich in der Koje; ſein Gehör ſchien ungeheuer ſcharf. — „O Nils, horch doch, was ſie da oben auf Deck rennen und ſchwatzen; lauf, wie du biſt!"

Sie hatten weit drinnen auf Leebug große Klippen gesehen.

Als ich wieder hinabkam, saß Kapitän Sivertsen schon halb angekleidet auf der Kojekante. Bei der Meldung blieb er sitzen und wippte mit dem Stiefel.

„So so! . . . das hat er also diesmal gemeint," nickte er, aber kurz darauf war er oben auf Deck und übernahm so frisch das Kommando, als habe er die ganze Zeit nichts andres getan, als ausgerastet. An diesem Tage kam kein Tropfen mehr in seinen Mund, das kann ich bezeugen, und ein besserer Seemann bei Wettergefahr als der alte krummrückige Sivertsen hat niemals eine Schiffsplanke getreten. Der Wind legte sich wieder des Nachmittags, und der Kapitän ging umher in dem braunen Rock und den großen Stiefeln, das Fernglas unterm Arm und rieb sich die Hände.

„Heut abend rücken wir ihm zu Leib, Bootsmann! Heute abend, Bootsmann!"

So wurde es Abend. Wir hatten die Laternen aufgezogen. Der Regen fiel dicht und wir klingelten ab und zu mit der Schiffsglocke. Die See ging hoch, wie es unter Land nicht anders zu erwarten war, und es blies ein steifer West. Wir hatten zwei Mann am Steuer, Licht im Kompaßhaus und schweren Segeldruck. Wir trieben mit doppeltgerefftem Marssegel, gereffter Fock und Fockstagsegel.

Kapitän Sivertsen sah gerade mit dem Nachtfernrohr hinunter in Lee und beobachtete die Sturzwellen, da hörte ich hinter mir ein wunderliches Sausen; es war der Kamm einer schweren See, die sich mit einem schäumend weißen Gipfel über Luv-Bug türmte. Sie war wie mit einemmal

aus der ſchwarzen Nacht herausgeſchoſſen. Ich hatte gerade Zeit, mich unter die Kajütentreppe zu ſtecken, als ich ſie über Deck dröhnen hörte mit einem Gewicht, daß die Schute knackte.

Eine Weile blieb's ganz ſtill, es ſchien, als wollte die Schute nicht gleich wieder in die Höhe kommen, und ich hörte Rufe, daß das große Boot zerſchmettert ſei. Als ich den Kopf herausſteckte, ſtanden die beiden Rudergaſte da und handhabten das Steuer nach Kräften; das Kompaßhaus aber war fort. Da ſah ich den Biſchof! — er ſtand ganz groß und weiß im Dunkel und leuchtete hinab zu uns, und war es nun die Angſt von voriger Nacht, oder war es wirklich etwas Ähnliches, genug, mir ſchien es, als ſchlüge er nach uns mit einem weißen Laken. In dieſem Augenblick kam der Kapitän ſo jäh auf mich zu, daß ich vor ihm her die Treppe hinablaufen mußte. Unten in der Kajüte holte er in großer Eile einige Papiere und Geldſcheine hervor und wandte ſich eben zum Gehen, als ſein Blick auf die Silberuhr fiel, die drüben an der Wand hing. Er ging hin und nahm ſie vom Nagel, um ſie zu ſich zu ſtecken, blieb aber plötzlich ſtehen, als habe ein Blitz ihn durchfahren.

„Fünf Minuten auf halb drei" — er reichte mir die Uhr hin.

„Wieviel Uhr ſiehſt du, Nils?"

„Fehlen fünf Minuten auf halb drei, Kapitän!"

„Na, dann behüte unſer Herrgott die Schute . . . und einen alten verſoffenen Schiffer dazu!"

Er ſtürzte hinauf auf Deck, und ich war nicht faul, ihm zu folgen.

Droben war an Luv alles voll Waſſer und ſchwarze Nacht. Wir warfen das Lot aus und

Kapitän Sivertsen kommandierte beim Sprachrohr. Wir kreuzten und waren nun bloß nordöstlich durch einige Schären vom Bischof entfernt, wo die See mehr nach vorn trieb. Der ungeheure Segeldruck trieb uns dahin; nun ging es entweder daran vorüber oder drauf los. Eben dämmerte ein Tagesstreifen, als die Sturzsee kam, die Schute vom Achter aus von Pfosten, Schanzverkleidungen, Roof, Hütten, Booten und allem, was im Wege stand, rein fegte und die Kajüte füllte. Die Leute, die das Lot warfen, hatten es beizeiten gesehen und waren nach vorn gesprungen und hatten sich an die dicken Pfähle und Balken der Schanzverkleidung angeseilt, um den Wogen zu widerstehen.

Als die Sturzsee vorbei war, wurde bei Lee Anker klargemacht, um über Stag zu wenden. Ich hatte mich angebunden wie die andern und dachte an die Holzladung, mit der wir ja schließlich schwimmen konnten.

Da hör ich durch das Sprachrohr: „Klar zum Wenden! Hart in Lee! — Laßt Anker fallen!" — Der Anker klirrte so rasch aus der Klüse, daß die Ketten heulten und schrien, und die Funken wie Blitze umherstoben. Etwas war entzwei gegangen oder das Schiff hatte gestoppt; denn es schien plötzlich, als hätten wir das ganze Vorderende untergraben, und im Dämmerlicht sahen wir eine blinde Klippe zischend und sausend auftauchen. Die Kette lief ein Stück weiter, aber die Klippe wuchs und stieg höher als die Sahling.

Es zweifelte wohl keiner von uns, daß seine letzte Stunde gekommen sei! Ich hörte rufen und schreien, sah Kapitän Sivertsen das Sprachrohr von sich werfen — es krachte und knackte, und dann weiß ich für mein Teil nichts mehr. Es war, als

würde ich in einen Wasserfall gezogen und dann jäh wieder hinausgeschleudert. Jeder von uns hat wohl nach etwas Schwimmendem gegriffen, um sich dran zu klammern, und eine Weile lagen wir, die ganze Mannschaft, zwischen lauter Stümpfen und Stücken, so daß wir Mühe hatten, uns vor ihnen zu retten. Jede Welle war voll von Planken. Mitunter kam eine Wassertonne, ein gebrochener Spant, eine Sahling oder ein Roof daher, so daß es ein Gotteswunder war, daß wir nicht zerschmettert wurden. Der arme Schiffshund schwamm von einem zum andern und leckte uns, kehrte aber immer wieder zum Kapitän zurück. Ich sah, wie er zuletzt von einem Bretterhaufen getroffen wurde und sein Ende fand.

So lagen wir da und trieben dahin, bis wir einer den andern nicht mehr sahen. Ich lag niedrig im Wasser auf einer Planke und starrte den Leuchtturm an, der durch den Nebel zu blinken begann, und wartete auf den Tag. Als es dann hell wurde, erhob ich mich, so hoch ich konnte, und sah mich um nach den Seglern und Booten; wo nur in der Ferne eine Möve sich zeigte oder ein Schaumkopf sich hob, wurde ich toll vor Freude, sah ich aber, daß es niemand war, so meinte ich sterben zu müssen.

Der Wind ging westlich, und die Strömung trieb herein mit immer schwerern Sturzseen; der Rinnensud spritzte und schäumte und leckte den Felsen empor. Nun erst begann mir vor der Felsmauer zu grauen; ich erkannte, daß ich früher oder später unfehlbar zwischen diesen Planken und der Felswand zerschmettert werden müsse. Da packte mich die Todesangst. Ich glaube, ich lag da und sprach laut mit mir selbst und betete aus dem Katechismus.

Mit einemmal sah ich die Bretterreihe vor mir einen großen Winkel um die Felsspitze machen und sich gegen eine andre, niedrigere Schäre stemmen, und dort stand Kapitän Sivertsen.

Es war mir, als erhielte ich neues Leben. Ich fühlte, daß es irgendwo anpacken hieß, während in eben demselben Augenblick die Strömung mich mitriß. Die Woge nahm mich, aber zugleich sah ich, wie der Kapitän mir ein Tauende zuwarf. Ich ergriff es und war auf dem Lande. Und da blieb ich nun flach liegen, wie ein Hering und zog mich bloß ab und zu in meiner Angst etwas höher hinauf, bis der Kapitän mir einen Fußtritt zwischen die Rippen gab und mich hieß, den andern behilflich zu sein. Er war barhäuptig und blutete an Gesicht und Händen.

Und einer um den andern kam die Mannschaft auf unsrer Holzladung hereingeschwommen — einer um den andern mußte sie an der Felsschneide um ihr Leben kämpfen, während er ihnen das Tauende zuwarf. Je mehr die Holzladung sich staute, desto ruhiger wurde der Seegang und desto leichter schließlich die Landung.

Die Leute saßen und lagen ringsum auf den Riffen, während Sivertsen noch umherspähte.

„Siehst du ihn nicht? Siehst du ihn nicht?“ fragte er immer wieder. Es war der Steuermann, den er erwartete. Und als er auch ihn heraufgebracht hatte, brach er aus:

„Jetzt sind sie alle hier! alle sind es, nicht ein Leben ist auf meinem Gewissen!“

Eine Weile saß er da und weinte wie ein Kind. Dann verlor er die Besinnung, und die Mannschaft trug ihn auf Planken landeinwärts zum nächsten Bauernhof.

Als er am nächſten Morgen erwachte, rief er mich zu ſich. Er ſaß im Bett mit der Uhr in der Hand und war ſo weiß wie ſein eigenes Hemd.

„Wieviel Uhr iſt es jetzt?“ fragte er und hielt ſie mir entgegen.

„Fehlen fünf Minuten auf halb drei!“ Ich nahm ſie und hielt ſie ans Ohr. — „Aber ſie ſteht . . .“

„Steht? . . . Steht? . . .“ er ſchnappte mir die Uhr fort. „Du haſt wohl recht, Nils! . . . Jawohl, ſie muß ſeit letztem Sonnabend geſtanden haben, mindeſtens eine halbe Woche; denn da ging mein alter Uhrſchlüſſel entzwei.“

Aber ſoviel iſt ſicher, daß der alte Sivertſen weder mehr trank noch in See ſtach. Er lebte von da an als Rigger; dazu taugte er noch.

„Jawohl, anderer Fahrzeuge auftakeln,“ meinte Kriſtenſen, der hörbar ſchnalzend aus ſeiner Pfeife dampfte. „Es gehört ein breiter Rücken dazu, zu der Verantwortung für Schute und Leute. Und je älter ſie werden, deſto mehr nimmt es ſie her bei der Nordſeefahrt. Dann trinken ſie's von ſich und werden Saufbolde. Nein, ein Seemann wirſt du nicht, Bernt! — eher ein Schneider oben in einer Hintergaſſe.“

Bernt ſtieß einen unartikulierten Laut aus, der wie ein unterdrückter Proteſt klang.

„Soll ich nicht Seemann werden, weil Schiffer Sivertſen trank? knurrte er. „Und das Ganze kam nur daher, weil er eine Landkrabbe war!“

„Sag' das nicht, mein Junge!“ Der ſo ſprach, war ein Lotſe von der Stjern-Inſel bei Lindesnäs, der als Paſſagier mitfuhr und während Nils' Erzählung achterwärts gekommen war. „Erfahrene Schiffer haben mehr als einen von dieſer Sorte

gesehen, Leute, die das Zeug zu einem tüchtigen Steuermann in sich haben mögen, aber darum nicht aus dem Holze geschnitzt sind, um als Kapitän die ganze Verantwortung zu tragen. So einen sah ich zuletzt im Vorjahre vor Mandal. Es war an Bord einer deutschen Barke, und ein Sturm blies, daß die Raaen durch Konterbrassen gehalten werden mußten. Es war rein zum Tollwerden, mitanzusehen, wie die Barke geradezu gegen die Schären stand, so daß kein Zweifel bestehen konnte, daß sie an den Felsen scheitern mußte. Sie brauchten einen Lotsen, und mich lockte es just, mich um die Schären herum zu ihnen zu wagen. Die See ging zu hohl, als daß ich an das Heck herankommen konnte. Ich rief ihnen ein ums andremal zu, sie sollten abfallen, und ging ihnen so nahe an Luv, daß ich beinahe fürchten mußte, mitsamt meinem Fährschiff von der See ihnen aufs Deck geschmissen zu werden. Sie gingen vor den Marsstümpfen, und es hieß das Vorderstagsegel hissen, damit sie abfallen konnten.

Ich sah die Mannschaft an Bord, aber keiner rührte sich. Sie sahen und hörten nicht. Der Kapitän stand wie festgewachsen auf Deck, das Journal unterm Arm. Das Fahrzeug hätte zweimal geborgen werden können, wenn sie meinem Kommando gefolgt hätten.

Ich fuhr rund um sie herum und schrie. Noch im letzten Augenblick hätten sie abfallen und in den Mandalsfjord einlaufen können. Erst als sie zwei Schiffslängen von dem äußersten Holm entfernt waren, der der „Helm" hieß, kam Bewegung unter die Leute, als begännen sie jetzt zu manövrieren. Da aber stieß das Schiff an die Klippen, und die See riß daran und hob es, daß es über den

„Helm" und auf den Grund geſchleudert und in Stücke zermahlt wurde. Ein Mann, der ſich aus dem Nock des Klüverbaums geklaubt hatte, rettete ſich auf den Holm, während die zwei hinter ihm ſamt dem Schiffe von einer Sturzſee fortgeriſſen wurden und unterſanken.

So lange war ich um die Barke herumgefahren und hatte gepreit und gewinkt, daß ſie den Kurs ändern ſollten, daß ich nun ſelbſt zwiſchen den Schären in der Klemme ſaß und nur mit Mühe und Gefahr wieder herauskam. Ich wollte ja auch gern einen oder den andern von dem Fahrzeug herausfiſchen, aber das war umſonſt; die waren fort und verſchwunden.

Es war zum erſtenmal ſeit Menſchengedenken, daß die See über den „Helm" gegangen war. Dieſes große, prächtige Schiff mit allen den Menſchen an Bord, wie es ſo ſchnurſtracks dem Untergang entgegenging, ohne daß nur ein Tauende gerührt oder das Steuer gedreht wurde — es war ein ſcheußlicher Anblick, und ich vergeſſ' es nicht, ſolang ich lebe. Und was den Mann anlangt, der ſich vom Nock rettete, ſo nützte alles Fragen und Verhören nichts. Er wollte nicht damit heraus, wie es eigentlich gekommen war. Meine Meinung iſt nun, daß ſie entweder alle vollgetrunken waren oder daß die Todesangſt ſie gepackt hatte; denn das Meer war ſchrecklich und das Land in Giſcht und Sturm gerade vor ihnen."

„Iſt's nicht ſo, wie ich ſagte?" meinte Kriſtenſen mit einem bedeutungsvollen Blick nach ſeiner Frau, die in ihrem Umhängetuch heraufgekommen war. Aber ſie hörte ihn nicht. Sie ſtand mit in die Hüften geſtemmten Händen in einer betrachtenden Stellung vor dem Lotſen von der Stjern-Inſel:

„Sind Sie verheiratet, Sie?
„Ja."
„Haben Sie Kinder, Sie?"
„Ja, zwei Söhne."
„Sind Sie niemals bange?"
Der Lotse lächelte. „Ich? Nein! Ich habe den festen Glauben, daß unser Herrgott mich nimmt, wenn meine Stunde da ist, und er nimmt ebensoviele bei Schönwetter, wie wenn der Sturm pfeift."

„Na denn, wenn Sie nicht meinen besten Trondhejmer Aquavit kriegen, solange Sie hier an Bord sind, und freie Reise dazu, so nennen Sie mich nicht Madam Kristensen!" Mit diesen Worten verschwand sie wieder.

Ihre Gegenwart legte ja immer der Laune einen Zügel an, bis der Humor sich wieder durchbrach. War sie verdrießlich, so sah sie augenblicklich eine Stelle, wo das Deck ungespült oder sonst was verkehrt war, und dann gab es Spektakel. Bei guter Laune aber, ja, dann war's eine andre Sache, dann gab es, wie Nils sagte — Schmier und Sonnenschein übers ganze Deck — und was für ein Prachtmensch war sie dann! Ja, das alles gehörte nun mal mit zum Leben an Bord des Rutland.

Die Blicke des Lotsen hatten bei dieser letzten Ansprache unverwandt auf Madam Kristensen geruht, deren Erscheinung in seinen Augen offenbar irgendeine Ähnlichkeit mit einer Sturzsee hatte, die plötzlich vor dem Bug aufgestiegen, nun aber, nach seinem pfiffigen Gesichtsausdruck zu schließen, wieder verschäumt war, ohne Schaden anzurichten. Er war ein Mann mit scharfen, regelmäßigen Zügen, über denen das bronzebraune Haar mit

je einer glänzenden Locke auf die beiden Schläfen fiel — wie die Henkel an einer ruſſiſchen Teemaſchine. Seine grauen Augen ſchoſſen ab und zu einen eigentümlich raſchen Blitz, wahrſcheinlich eine Gewohnheit, die das ſtete, ſcharfe Hinausſpähen in die See mit ſich gebracht hatte.

Von der Kajütentreppe her ward ein Klirren vernehmbar. Es war Madam Kriſtenſen, die mit einem Teebrett mit Gläſern heraufkam, zwiſchen denen ein weißer Henkelkrug ſtand.

Man begriff nun, daß dies nicht bloß den gewöhnlichen ſtarken Tropfen, ſondern ein richtiges Feſt mit heißem Punſch bedeutete. Madam war wirklich in Stimmung gekommen.

Jeder ſtellte ſich jedoch, als bemerke er die Vorbereitungen nicht, bis er beim Namen genannt und eingeladen wurde. Da traten ſie jeder für ſich vor und verbeugten ſich und tranken, ſtrichen mit dem Handrücken über den Mund und ſagten: „Beſten Dank, Madam!“ Der Lotſe aber wurde mit einem Extraglas regaliert, das Bernt ihm bringen mußte.

„Mutter!“ flüſterte dieſer eifrig, „er ſagt, er ſei mit dem Lotſenkutter ganz oben bis Wick in Schottland geweſen und er habe des Morgens fünf- bis ſechshundert Fahrzeuge zugleich auf Heringfang ausfahren ſehen.“

„Halt den Mund!“ unterbrach der Vater ihn kurz.

„Laß den Jungen doch erzählen,“ meinte die Mutter.

„. . . und immer mehr Fliegen in den Kopf kriegen, daß er zur See will,“ brummte Kriſtenſen.

„Dort ſteht dein Glas, Kriſtenſen!“

„Nanu. Proſt, Mutter! Ah, der iſt gut. Ja-

wohl, den Punsch braust du besser als irgendeiner im Schifferklub . . . Schade, daß du es so selten tust, Mutter! Nun kost' ihn auch!" und er reichte ihr das Glas, an dem sie einigemal nippte, während der schlaue Blick, mit dem er das Glas hinter sich auf das Skylight stellte, wohl verriet, daß er wußte, was er tat.

Der Mond war hervorgetreten. Voll und rund stand er achterwärts über dem Großsegelbaum, während sie mit einer leichten Windneigung das blanke Listermeer hinauffuhren, das, fast frei von Dünungen, im Mondenschein die Schatten des Fahrzeugs mit Segel und Raaen, Tauen und Blöcken klar abzeichnete. Weit drinnen blinkte ein Leuchtturm.

Trotz ihrer praktischen Natur hatte Madam Kristensen eine Schwäche für den Mond, für Seemannsweisen und für alle Arten romantischer Geschichten.

Sie saß neben Kristensen, der seine Meerschaumpfeife rauchte und unterhielt ein lebhaftes Gespräch mit dem Lotsen. Das Schönste von ihrer jährlichen Tour nach Stettin und Dänemark, wohin sie Kartoffeln und Äpfel brachten, sei, meinte sie, bei Tag der Öresund, wenn er voll von Seglern lag, und bei Nacht Helsingörs Reede, wenn die Schiffe Licht an Licht lägen und auf Wind warteten.

„Ach ja, ach ja, Madam! — darin will ich Ihnen nicht widersprechen," meinte der Lotse und nahm einen Schluck aus dem Glase, das er sodann behutsam wieder auf die Reling zurückstellte. „Ich erinnere mich an eine Nachtfahrt im Kanal, die ich noch als junger Matrose machte. Es war ein wunderbares Schauspiel, das ganze Gewimmel von

Tausenden und Tausenden Lichtern dicht vor unserm Schiffsbug liegen zu sehen, während wir mit doppeltgerefftem Marssegel quer hindurchfuhren. Es waren alle Fischerkutter von der englischen und holländischen Küste beisammen."

„Ja, Sie waren wohl viel herum auf der Nordsee und haben mancherlei erlebt, was wir andern nicht kennen," sagte Madam Kristensen, „da haben Sie wohl allerhand zu erzählen."

„Ja ja, es sind genug Geschichten aus alter Zeit in den Mannschaftskajüten im Umlauf. Aber will einer richtige Nordseegeschichten hören, so muß er auf den Fischkuttern draußen auf dem Dogger fahren. Da haben sie des Abends und des Nachts die Menge zu erzählen und zu munkeln, wenn sie mit den Laternen am Mast vor Anker reiten."

„Bernt, komm hierher mit dem Glas des Lotsen," sagte Madam Kristensen, „er trinkt ja fast nichts."

Das war eine indirekte Aufforderung, zu erzählen, die der Lotse gar wohl verstand. Nach einem Schluck aus dem gefüllten Glase räusperte er sich und begann:

„Na denn! — es war so gekommen, daß ich ohne Schiff drüben in Deal war, und da fiel's mir ein, daß ich mich ja ebensogut bei einem Fischerkutter verheuern könnte, um zu sehen, was sie auf dem Dogger trieben. Sollte einer all den Schnack glauben, so gab es dort drüben seit der Zeit, wo die Holländer und Engländer sich da draußen rauften und balgten und keiner nachgeben wollte, mindestens ebensoviel Geister wie Fische.

Bald trug dieser, bald jener den Sieg davon. Einmal verloren die Engländer die ganze Flotte mit Mann und Maus unten auf Grasbank, und

der Holländer zog mit Reisigbündeln am Maste die Themse hinauf. Das hieß soviel, als daß die ganze See nun reingefegt sei.

Dann wieder griffen die Engländer an, und soviel der Holländer auch um sich biß — und er tat es sattsam —, so war er doch zu schwach und mußte sich darein finden, vor jedem englischen Orlogsschiff das Bramsegel zu streichen. Jetzt war an dem Engländer die Reihe, die Reisigbündel auf den Mast zu ziehen, und er tut dies noch heutigentags, wenn er den Holländer reizen will.

Nun war da mal ein gottvergessener englischer Kaperkapitän, der John Clarlight hieß. Er schonte keines Menschen Leben, wenn er erst mal eine Schute geentert hatte; und er hatte so viele Reichtümer gesammelt, daß er als Ballast Gold und Silber führte.

In einer blutigen Schlacht war er zwischen zwei Holländer gekommen und war gerade im Begriff, die Flagge zu streichen, weil er dem Sinken nahe war; als er aber die Hand an die Flaggenleine legt, spürt er, daß er es nicht kann, und reckt die Hand gen Norden und heißt den Bösen ihm helfen.

Und als im selben Augenblick eine schräge Ladung Kugeln über Deck fällt, und der eine Holländer nahe ist zu entern, ergreift er eine Lunte und springt hinab in die Kajüte, um das Ganze in die Luft fliegen zu lassen. Da sieht er an seinem eigenen Platz bei Tische einen starken, weißbärtigen Mann in Seestiefeln; der ist ganz bleich und starrt ihn mit einem Paar roter Augen an, die keine Lider zu haben scheinen.

„Willst du wohl streichen, John Clarlight?“ fragt er.

Der Kapitän antwortet nicht, sondern stürzt an ihm vorbei in die Pulverkammer; er sieht nur, daß der andere lacht.

Da war eine Kugel durch den Pulverraum gegangen, so daß alles in Wasser schwimmt wie ein schwarzer Brei, und es will nicht fangen.

John Clarlight kommt wieder herein; er hört den Holländer auf dem Deck stampfen.

„Du willst nicht streichen, John Clarlight?“ fragt der Mann abermals.

„O, sie haben dort oben wohl schon für mich gestrichen!“ erwidert dieser; von den Holländern schallt in eben diesem Augenblick ein mächtiges Hurra.

„Das können sie nicht, solange ich die Flaggenleine halte“ — und nun sieht John Clarlight, daß der Mann wirklich die Leine hält — „und auch du sollst nicht sinken oder die Schiffswand Schaden leiden, solange ich hier sitze.“

Das war für John Clarlight genug. Er ergriff eine Axt und sprang wieder auf Deck hinauf. Und so wunderlich ging es zu, daß er und die wenigen, die von der Besatzung übrig waren, dennoch die Holländer zu Paaren trieben.

Das ganze Geschwader stand im Kanal; aber John Clarlights Galeote blieb immer weiter zurück. Er meinte, das käme von all dem Wasser, das sie im Schiffsraum hatten und versuchte zu pumpen, aber es zeigte sich nicht ein Tropfen.

Abends, als das Deck gespült und so viel wie möglich in Ordnung war, ging der Kapitän wieder in die Kajüte hinab; er hatte es so lange wie

möglich aufgeschoben. Da saß der Alte immer noch mit der Schnur in der Hand.

„Schön Dank für den Dienst," sagte John Clarlight, „aber jetzt helfe ich mir allein, ohne sonst jemand heuern zu müssen."

Der Mann antwortete nicht, sondern wickelte nur die Leine zweimal um die Hand.

„Laß die Leine los!" rief John Clarlight, und als der andere auch jetzt nicht antwortete, blinkte die Axt in der Luft. Er meinte die Leine durchschnitten zu haben, aber die Axt ging durch die Leine und den Alten und schmetterte auf den Tisch nieder, so daß ein tiefer weißer Einschnitt entstand.

„Du meintest also, wir würden uns so schnell wieder trennen, John Clarlight!" sagte der Fremde ganz ruhig. „Siehst du, ließe ich die Leine los, so würden in derselben Minute du und dein Schiff sinken; ginge alles rechtschaffen zu, wäret ihr schon heute gesunken; denn ich bin der Mann, der hier auf dem Dogger zu befehlen hat. Im Grunde ist's mir gleichgültig, ob ihr gleich ins Meer plumpst oder später, und willst du die Flaggenleine zerschneiden, so tu es, wann es dir beliebt!"

Aber nun hatte John Clarlight es nicht mehr so eilig.

Der Alte betrachtete ihn mit verstecktem Hohn. „Siehst du," — fuhr er fort — „ich befestige die Leine hier an diesem Nagel über dem Schrank. Sobald du willst, brauchst du sie bloß abzuwickeln; aber lösest du dich nicht jedes Jahr mit drei Fahrzeugen aus, so komme ich selbst in der Neujahrsnacht und lasse die Leine los."

„Bist du nur sicher, daß sie fest genug angebunden ist?" fragte John Clarlight ganz bleich.

„Berührst du sie, so reißt sie!“ erwiderte der Alte und verschwand mit einem Hohngelächter.

Aber so oft sie im Begriffe ist abzurosten, kommt er zurück mit einem alten Nagel vom Meeresgrund, den er selbst einschlägt.

Seither befährt John Clarlight die ganze weite Doggerbank, und es ist eine bekannte Sache, daß dort alljährlich viele Fahrzeuge verschwinden, obwohl sie meistenteils zwanzig Klafter unter dem Kiel haben.

Einige wollen dort an den unwahrscheinlichsten Stellen, meistens bei Nebel und unruhigem Wetter, ein Leuchtschiff gesehen haben. Das ist John Clarlight, der mit Blinkfeuer an den Masten die Fahrzeuge weiter und weiter auf die Sandbänke lockt, besonders auf die Swarte- und Wells-Bänke, wo die See unruhig und der Grund gefährlich ist.“ —

— Sie saßen eine Weile stumm. Weit drinnen in dem dunkeln Landstreifen blinkten nun von zwei Seiten die Leuchttürme, und es war so still, daß sie das einförmige Knacken des Luvbaums hörten. Kristensen dampfte kurze starke Rauchwolken aus seiner Pfeife.

„Jawohl,“ brummte er, „es liegen dort drüben viele Leuchtschiffe. Diese Geschichte habe ich übrigens noch nie gehört, so viele auch seinerzeit auf dem Rutland die Runde machten.“ Er tastete mit der Hand hinter sich nach dem Glase, aber Madam Kristensen schnappte es vor ihm fort.

„Ich füll' es dir noch einmal,“ sagte sie, auf den Henkelkrug deutend, „wenn du uns eine Geschichte vom Rutland aus den alten Zeiten zum besten gibst. Sie müssen wissen, Lotse, dazu ist er nicht leicht zu kriegen.“

„Willst du etwa, daß ich erzählen soll, wie es kam, daß du hier an Bord geheuert wurdest?"

„Nein, danke, Kristensen, die Geschichte kenne ich schon."

„Nur das eine, wie du zuerst das Steuer anpacktest."

„Mach mich nicht vor dem Lotsen zum Gespött, sonst glaubt er, du hast Lust, die Heuer aufzusagen."

„Das ist freilich wahr! Nein, du bist mir doch der sicherste Seemann, den ich habe. Prost, Mutter! . . . Nein, schenk' nur ein. Dann kriegst du eine andere Geschichte vorgesetzt, die ich von dem Manne selbst gehört habe, so daß ich weiß, daß es seine Richtigkeit hat.

Der alte Rutland war damals wie eine Beförderungsschute; er hat viele Kapitäne gehabt. Schiffer Vollan war ein recht tüchtiger Mann, aber ängstlicher Natur und ein bißchen wunderlich, denn wenn erst die Verantwortung ihre Klauen in einen schlägt, dann — na ja, aber davon wollte ich ja nicht erzählen.

Es war eines Jahres im November, daß er von Montrose in Schottland ausgefahren war. Da lag er nun in Unwetter und Schneetreiben, und die Tage waren kurz, und es war immer weniger möglich, mit dem Kurs ins reine zu kommen. Ein ums andremal stürzte er unruhig aufs Deck hinauf, um die Aussicht zu prüfen und dann wieder hinunter in die Kajüte zu der Seekarte, die auf dem Tische lag. Aber die Ungewißheit wurde immer nur größer.

Als er dann wieder hinabkam, stand da ein Mann in einer dicken Düffeljacke, der ihn erst ansah und mit der Hand auf die Seekarte deutete. Schif-

fer Vollan war ein Chriſt und nicht geſpenſterſcheu; aber verblüfft war er doch einigermaßen, wandte die Augen ab, um die Erſcheinung loszuwerden und ging hinauf auf Deck. Gleich darauf beſann er ſich und ging wieder hinab. Da kam der Mann wiederum zum Vorſchein. Er zeigte diesmal noch ernſthafter als vorher auf die Karte, in derſelben Richtung wie früher, und verſchwand dann.

Er hatte auf Nord-Nordweſt gezeigt. „Willſt du dich retten, dann ſteuere ſchleunigſt ſo!“ — es ſchien dem Schiffer, als hätte der Fremde dies ohne Worte geſagt. Nachdem er auf Deck gegangen war und ſich ein wenig beſonnen hatte, kommandierte er plötzlich den Kurs auf Nord-Nordweſt.

Er hatte nicht mehr als eine halbe Wache gemacht, als er unten in Lee ein Wrack ſah, deſſen Leute ſich ſämtlich in die Riggen geflüchtet hatten. Er ſetzte das Boot aus, und als es zum zweitenmal mit dem Reſt der Mannſchaft ankam, ſank das Wrack. Der letzte, der an Bord kam, war der Schiffer und — das war gerade der Mann, der vorhin in ſeiner Kajüte geſtanden und auf die Seekarte gedeutet hatte.“

Es war eine ſeltene Begebenheit auch für Madam Kriſtenſen, daß ihr Mann ſich ſo weitſchweifig äußerte; es war, die Wahrheit zu ſagen, die erſte, etwas längere Geſchichte, die ſie in ihrem Leben von ihm hatte erzählen hören. Aber ſie ließ es ſich durchaus nicht anmerken, ſondern ſaß hochaufgerichtet und wippte gleichmütig mit dem Fuße, während ſie mit der Hand über ihre unter dem offenen Umhängtuche ſichtbare ſilberne Uhrkette ſtrich.

Sie nickte ein paarmal, als wollte sie sagen, daß man ja noch mehr von derlei merkwürdigen Geschichten zu hören bekommen könnte, wenn sie oder vielmehr Kristensen es bloß wollte, füllte dann den Rest des Henkelkruges in sein Glas und sagte in einem gewissen vornehmen Tone:

„Bernt, siehst du nicht, daß Vaters Pfeife erloschen ist . . . geh' und hole ihm Zündhölzer."

„Frage den Lotsen, ob er nichts von Seeräubern zu erzählen weiß, Mutter!" flüsterte Bernt eifrig; aber sie schien nicht zu hören und hieß ihn hinunterlaufen.

„Es ist merkwürdig, wieviel du weißt, wenn du bloß erzählen willst, Kristensen," fuhr es endlich aus ihr heraus. „Sie müssen wissen, Lotse, Kristensen hat dreimal in seiner Jugend Schiffbruch gelitten; das letztemal mit dem Rutland hier."

„Es ist nichts Schönes, Schiffbruch zu leiden, Mutter!" brummte ihr Mann, der sich dennoch von der Anerkennung seiner besseren Hälfte angenehm berührt fühlte. „Was mich betrifft, so ist also nicht viel davon zu erzählen. Ja, das war damals, als wir unten im Kanal mit der spanischen Brigg zusammenstießen; da hätte freilich nicht viel gefehlt, und du wärst niemals Madam Kristensen geworden. Eine garstige Geschichte war's, und wer einmal dergleichen mitgemacht hat, ist nicht mehr so rasch bei der Hand, der Jugend den Seemannsberuf anzuraten. Ich war damals Leichtmatrose und fuhr heimwärts mit einer großen englischen Barke, die Plymouth hieß, und an die ich mich bis Reval verheuert hatte. Es war eine abscheulich schwarze Nacht mit Sturm und schwerer See draußen vor dem Dunkerken

Leuchtturm. Der Regennebel lag so dicht, daß wir kaum unsere eigenen Laternen unterscheiden konnten und keine zwei Fuß vor dem Bugspriet sahen.

Wir kreuzten vor dem Sturmsegel und ließen es an Sturmsignalen und Glockenläuten nicht fehlen. Ab und zu sandten wir eine Rakete ab oder sahen im Nebel eine aufblitzen und hörten Schüsse. Bei uns waren alle Mann auf Deck, so daß, wenn der gute Ausguck allein es gemacht hätte, Augen genug auf Back und in den Riggen gewesen wären, und das war ja auch der Grund, daß wir alles so parat hielten.

Mit einem Male, gerade als wir in einer der schweren Rollseen bergab gegangen waren, dröhnte aus der Finsternis heraus ein schweres, hohes Fahrzeug gegen die Fockrüste. Wir fielen alle übereinander, und als wir uns wieder erhoben, war unser erster Gedanke, alle wie einer in das fremde Schiff hinüberzuklettern, das hoch über uns hinwegragte.

Da aber begann es zu krachen und zu knacken, und das Fahrzeug glitt wieder fort. Wir hörten es an dem Rufen und Schreien über uns, daß es Spanier waren, konnten aber keine Menschenseele sehen.

„Was habt ihr geladen?“ rief unser Kapitän.

„Salz!“ antwortete der Spanier. — „Und ihr?“

„Eisen!“

„Ach Jesus!“ hörten wir an Bord des Spaniers.

Und fort war er; wir sahen und hörten nichts mehr von ihm. Und wir hatten wenig

Zeit, nach ihm auszuschauen, denn es hieß eiligst das große Boot aussetzen. Wir hatten ja den Schiffsraum voll schwarzen Wassers. Fünf Minuten, nachdem wir das Schiff verlassen hatten, gab es einen Knall. Das Deck war geborsten, und gleich darauf sahen wir die Laternen sich aufs Wasser legen. Es war dem Spanier nicht besser ergangen; aber die spanische Brigg hatte ihre Besatzung mitgenommen. Wir erfuhren später, daß sie St. Guiseppe hieß und aus Torrevieja war."

„Aber Kristensen!" brach Madam Kristensen erschreckt aus, indem sie die Hände zusammenschlug, „da hättest du ja mausetot sein können, ohne daß ich je ein Sterbenswort davon erfahren hätte!"

„Ja, Mutter, aber darum wirst du auch begreifen, daß ich mit meinen Erfahrungen den da" — er wies mit dem Mundstück der Pfeife auf Bernt — „nicht zur See geben will. Na, na" — verbesserte er sich, als er sah, daß das Thema zu Widerspruch führen könnte, „es ist noch lange Zeit bis dahin; zuerst muß der Junge ja konfirmiert werden, und bis dahin kann er zu etwas anderem Lust kriegen. Und kriegt er auf etwas Lust, so weiß ich, daß du auf das gleiche Lust kriegen wirst, Mutter!"

Es entstand ein Stillschweigen, während dessen Bernt mit einem Tauende auf den Boden hämmerte.

Der Lotse stand auf und spähte mit dem Nachtfernrohr hinaus. Er hatte erwartet, seinen Kutter irgendwo an der Lichtgrenze von Viberoddens Leuchtturm zu erblicken.

Während Anders Nils Kobbervig beim Steuer ablöſte, ſagte Kriſtenſen:

„Nord-nordweſt-halb Weſt, Anders! die ganze Wache — nicht wahr, Lotſe?“

„Lieber einen Strich oder zwei weſtlicher, dann geht ihr bequemer um Jaederevet. Morgen früh gibt's direkten Weſt . . . Es iſt wie ein Ring um den Mond — ſieht nach allerhand aus.“

„Na, da iſt ja der Kutter!“ — rief er plötzlich aus. „Die müſſen droben Windſtille gehabt haben, daß ſie nicht weiter herunter gekommen ſind.“

Als der Kutter eine halbe Stunde ſpäter neben dem Rutland lag und den Lotſen aufnahm, war von Bezahlung keine Rede. Madam Kriſtenſen reichte dem Sohne des Lotſen obendrein einen großen Bund Glasäpfel hinab — „für Mutter, wenn ſie ein kleines Präſent nicht verſchmähen will.“

Eine Weile danach war es ſtill an Bord. Der Mond ging wie hinter einem Nebelſchleier, und der Lichtſchein unter dem Skylight war erloſchen. Das Steuerrad knirſchte, der Luvbaum knirſchte, der Rutland ſchaukelte in ſachter Fahrt dahin, der Rudergaſt pfiff leiſe beim Steuer . . .

V.

Biſt du Madam Kriſtenſen, ſo will ich auch mal Kriſtenſen ſein.

Der Trondhjemer Elv war unterhalb der Landungsbrücke dicht geſtaut von Fahrzeugen aller Art: Jachten, Schaluppen, Briggs und Galeaſſen, die vor ihren verſchiedenen Ladeplätzen lagen, der Klüverbaum des einen ſozuſagen auf

dem Heck des andern, und ihre Segel in dem goldblauen Septembertag trockneten. Die ziemlich hohen und dichten Speicherdächer versperrten an vielen Stellen der Sonne den Weg und hinderten sie um diese Tageszeit, die Feuchtigkeit an den Schiffen und zwischen den Kais aufzulecken, konnten sie aber nicht abhalten, an die schlaffhängenden Toppsegel und Großsegel des Rutland sowie auf das Achterdeck des alten Schiffes, das, vor einem der großen Speicherläden verstaut, eifrig die Löschung seiner „Rosenkartoffeln" aus Stettin besorgte, ihr volles warmes Licht zu verschwenden. Nils und der Bergenser füllten die Maßtonne unten im Laderaum, Anders stützte sie beim Herausheben aus der Luke, während Kristensen bei jeder Tonne einen Strich und bei jeder fünften ein Kreuzchen vermerkte, und der Kaimeister droben bei der Winde im zweiten Stockwerk mit seiner Kreide auf dem Pfosten desgleichen tat.

Weder Madam Kristensen noch Bernt war an Bord zu sehen. Erstere war in der Stadt und machte Geschäfte; letzterer wohl draußen beim Ihlelv, umringt von einem Schwarm Kameraden, die vorige Woche, während die Schaluppe hier gelegen, seine Bekanntschaft gemacht hatten.

In den kleinen Häuschen mit den Gärten am untern Ihl wohnten mehrere Schifferfamilien, die Kristensens gut kannten, und mit denen Madam, wenn sie am Lande war, Kaffee getrunken hatte. Die Männer waren zumeist noch draußen auf See; aber die Gerüchte von Äpfeln, die Madam Kristensen verschiedenenorts den „Kindern" hinterlassen hatte, verbreiteten sich merkwürdig rasch über immer weitere Kreise der Jugend.

Bald duftete die ganze Schaluppe zu ſtark nach Äpfeln, als daß es auf die Dauer rätlich erſchien, dort liegen zu bleiben. Die Jugend vom Ihlelv, die ihre Badeplätze zwiſchen den naheliegenden Zimmerplätzen hatte, wimmelte wie Fliegen auf und um das Fahrzeug, und Bernt, der ſich überdies ihre höchſt ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit und Bewunderung errungen, indem er ſich ohne Kleider auf der Saling präſentierte und mitten zwiſchen ihnen in das Waſſer ſprang, hatte der Bittſteller genug zu befriedigen.

Madam Kriſtenſen ſorgte allerdings ſchlau dafür, daß ihr Sohn nicht ganz Bankerott machte, indem ſie ihm nur den ſchlechteſten Sack mit den verdorbenen und ausrangierten Äpfeln zur Verteilung überließ. Aber es hatte keinen Zweck, länger da liegen zu bleiben, und ſo wurde die Schaluppe nach der „Rabenklaue“ gewerpt und von dort — da mit einem Male die Rede davon war, die ganze Reſtpartie der Kartoffeln loszuwerden — elvaufwärts vor die Speicherbude gebracht, vor der ſie nun die Löſchung vornahmen.

Mittags war Arbeitspauſe. Die Mannſchaft ſollte ihre Raſt haben, und Kriſtenſen ging in die Kajüte hinab.

Eine Weile ſpäter kam Madam Kriſtenſen zurück in ihrem karrierten Umhängetuch und blauen Halbwollkleid, am Arm einen Beutel und mit zwei langen flachen Paketen bepackt. Sie hatte offenbar Eile und ging raſch in die Kajüte hinab. Die Pakete warf ſie hinter ſich in die Koje, während ſie zugleich das Tuch abnahm.

„Na, Kriſtenſen!“ ſagte ſie aufgeräumt — „kannſt du raten?“

Kristensen saß an dem Ausziehtisch und aß seinen Fisch; ihm gegenüber war für sie gedeckt.

„Wie sollt' ich das können, Mutter?" erwiderte er gelassen. „Du hast die ganze Stadt Trondhjem durchwandert, und die Munkegasse ist lang."

„Schnack, Kristensen! Ich habe getan, was du ja doch nie erraten würdest, habe alle Heringe um den Preis bekommen, den ich nannte. Du hast bloß zu unterschreiben. Wir gehen mit eigenen Heringen südwärts und streichen mindestens einen Taler per Tonne ein . . . mindestens, sage ich. Du hast nichts zu tun, Mann, als Nordwind zu bestellen, damit wir fortkommen. Na, was sagst du dazu?"

„Ich sage, daß du vielseitig bist!"

„Und du fragst nicht, wie das zugegangen ist?"

„Ich frage lieber, ob wir das Geld für den Hering wieder aus der Bank nehmen müssen."

„Ja, das ist wohl selbstverständlich. Aber willst du mich nun hören oder nicht? Du kannst mir glauben, es war ein Stück Arbeit, denn ich merkte es Bergan gut an, daß er uns nicht für so ganz zahlungsfähig hielt, weil ich so viel von Zahlungsfrist bis Weihnachten und bis zum Frühjahr sprach. Wenn wir bar bezahlten, wäre das eine andere Sache. Das sei schwer, sagt' ich; denn mein Mann sei keiner von denen, die leicht für Barzahlungen zu haben wären, und könnt' er sich dazu verstehen, so verlöre er soviel, wenn er das Geld auf anderer Seite herausnähme, daß es schon ein besonders guter Handel sein müsse, der ihn dazu brächte. Und da setzte er den Preis für bar fest, und ich versprach heimzugehen und

die Sache zu probieren; aber ich müßte seine Unterschrift auf der Angabe des Preises haben. Und hier hab' ich sie!" Sie warf das Papier triumphierend auf den Tisch. „Ich fange an zu glauben, daß wir es noch einmal zu etwas bringen, Kristensen. Na, willst du den Handel machen?"

„Muß ich denn unterschreiben?"

„Na, sagt' ich's nicht, Kristensen! — läge es an dir, würdest du in Ewigkeit kein Geschäft zustande bringen. Du fängst damit an, dich zu drehen und zu winden und hörst bis zuletzt nicht damit auf. „Nein! Nein!" und nichts anderes als „Nein!" — Ein Geschäftsmann muß glatt sein wie Grünseife und immer Ja sagen können."

„Bargeld ist besser als eine Unterschrift, Mutter!"

„Wenn er aber das Angebot bereut, kann er morgen zurücktreten."

„Zurücktreten? Du glaubst, der tritt zurück? . . . Na, das sähe ihm ähnlich, einem solchen . . . Wo ist die Tinte? Nee . . . den nagle ich mir fest!" Diese letzten Worte sagte er verbissen vor sich hin, während er unterschrieb. — „So, Mutter — jetzt mag er dich prellen!"

„Na also, endlich hab' ich's. Mit dir ist nicht so leicht fertig zu werden, Kristensen!" — Sie steckte das Papier wieder in den Beutel zurück. — „Aber siehst du, als ich seinen Namen unter dem Handel wußte, da glaubte ich, ich könnte mir was spendieren — na du weißt, Kristensen, ich bin nicht die, die das Geld auf die Gasse wirft. Als ich aber heute vormittag den Handel zustande gebracht hatte, da war ich so froh, daß ich dachte: laß was springen! Und da lief ich zu Klaebo hinein und fragte nach schwarzem Bombasin. Ich

muß ja einmal ein neues ſchwarzes Kleid haben, und da dachte ich, je früher je beſſer, wenn es nur haltbar iſt. Und von Klaebo ging ich zu Tiller und von Tiller zu Braekkan, und nun guck, was ich da bekam!"

Sie begann das Zeug in dem ſchmalen Raum zwiſchen Bank und Tiſch auszubreiten. — „Na, was ſagſt du? Doppelte Breite. Fühl' nur, wie dick es iſt. . . . Ja, du mußt es angreifen. So fühl' doch!"

„Ich denke, ich werd's ſchon fühlen — im Beutel, Mutter."

„Ja, weißt du denn, was es koſtet — das iſt das luſtigſte. Rate nur. Ach, du und raten! Um acht Taler kriegte ich das ganze Stück."

Er legte Meſſer und Gabel nieder.

„Acht Taler! Ich bin ſicher, wenn wir einmal nach Amſterdam gekommen wären, hätteſt du es um vier — um drei Taler bekommen . . . Acht Taler!"

„Wenn wir einmal nach Amſterdam kommen! — vielleicht in einem Jahr! Was ſollte ich bis dahin im Winter zur Kirche haben? Du biſt gerade nicht ſehr freigebig, wenn du deiner Frau was ſpendieren ſollſt."

„Ja, aber acht Taler! . . . acht Taler!"

„Aber weißt du denn nicht, daß das ein Stoff iſt, der die ganze Lebenszeit aushält, rein Wolle. Sieh doch!" — Sie ſchlug ihn aus und ein und rieb ihn dicht vor ſeinen Augen mit den Fingern. . . . „Du glaubſt vielleicht, er färbt ab?"

„Hm . . . Hm . . . viel Geld iſt es, ob er nun abfärbt oder nicht. Und noch eins, Mutter," fügte er beſorgt hinzu, während er den halbaufgerollten Stoff mit den Augen maß — „haſt du

nur nicht zu wenig genommen, Mutter? Es ist nur ein Rest, sagst du, und man kann an Festtagen nicht in einem zu kurzen oder engen Kleid kommen. Klein bist du ja nicht, vergiß das nicht. Und auch nicht mehr so schmal um die Mitte, wenn man dich zum Kirchgang schnürt."

Sie sagte nichts, legte das Zeug zusammen und setzte sich zum Essen.

„Ja richtig, Mutter, es ist hier einer an Bord gewesen. Er hat nach dir gefragt — so ein junger Bursch mit Brillen. Er hieß Werring."

„Er wollte wohl etwas verfrachtet haben?"

„Ach was, verfrachtet! — Er war ein Student oder etwas Ähnliches; er fragte, ob wir nicht zu den Oesterrisinseln hinaufkämen."

Madam Kristensen hielt plötzlich im Essen ein.

„Werring?" fragte sie gespannt. „Ein blonder, großer Junge, der den Kopf so hält" — sie legte den ihrigen ein wenig schief. „Weißt du, wer das war? Kein anderer als der von Mina Nörregaard. . . . Nein," unterbrach sie sich selbst — „davon weißt du ja nichts. Aber es war kein andrer, sage ich dir."

„Ja, ich konnte mir's denken, daß es einer von denen ist, über die du deine eigenen Papiere hast, Mutter." Er hatte seine schwere Lederbrieftasche hervorgeholt und begann einen Bund großer zerknüllter Papiertaler langsam zu zählen, wobei er jedesmal den Finger näßte, um sich zu überzeugen, daß nicht zwei Banknoten zusammenklebten.

„Und nach mir hat er gefragt? . . . ob wir nach den Oesterrisinseln gingen!" sagte sie, ganz aufgeregt aufstehend. „Ich denke, ich weiß, welche Pflichten Eltern ihren Kindern gegenüber haben,

wenn es auch Nörregaards ſelbſt ſind. Aber im vorigen Sommer, als wir auf den Oeſterrisinſeln waren, erzählte Fräulein Mina mir alles, und daß er gegen Norden reiſen und Hauslehrer werden mußte, weil der Hardesvogt durchaus nichts davon wiſſen wollte, daß ſie ſich liebten. Und ſie hatte ihrem Vater verſprechen müſſen, nicht zu ſchreiben. . . Na ja, ich habe über derlei Dinge meine eigene Anſicht, Kriſtenſen, — wenn es auch ein noch ſo großer Mann iſt wie Hardesvogt Nörregaard." Sie ſtemmte die Hand in die Seite und blitzte ihn mit ihren Augen an, als ſei er ſelbſt der Schuldige. — „Ich habe Mina Nörregaard angekleidet und zu Bett gelegt, als ſie ein Kind war."

Kriſtenſen ſchenkte ihren Betrachtungen weiter kein Gehör; er war von dem Zählen und Ordnen ſeines Geldes ganz in Anſpruch genommen.

Sie wollte eben ihre unterbrochene Mahlzeit wieder aufnehmen, als die Kajütentür ein wenig geöffnet wurde und Nils ſeinen rothaarigen Kopf mit der großen krummen Naſe hereinſteckte:

„Er iſt wieder da, der Befrackte von Vormittag. Er möchte gern mit Madam ſprechen. Und ich ſoll vom Kaimeiſter ausrichten, daß die Löſchung erſt wieder um drei Uhr anfangen kann."

„So? Na gut! Aber der Junge mit den Brillen iſt für dich, Mutter. Du ſollſt ſehen, der will einen Gruß durch dich verfrachten."

„Er hat dort auf der Brücke geſtanden und ſich gedreht und gebückt . . ."

Nils mußte raſch Madam Kriſtenſen Platz machen, die, ohne ihn weiter anzuhören, die Treppe hinaufeilte.

Als Kriſtenſen mit dem Geldzählen fertig war,

ſteckte er die Brieftaſche ſorgfältig unter das Zeug in ſeine Schiffskiſte, die er verſchloß, und legte ſich hierauf in ſeine Koje.

Er meinte die Stimme ſeiner Frau einen Augenblick durch das offene Skylight zu hören und verſuchte zu horchen. Gleich darauf aber verkündete ein vernehmbares Schnarchen, daß der Schiffer von Rutland den Schlaf der Gerechten ſchlief. . . . Er hatte bei der Hinfahrt an den Stettiner Kartoffeln ausgezeichnet verdient, und nun ſah es mit dem Hering auch nicht gerade ſchlecht aus.

Kriſtenſen ſchlief lange und gut, und er ſchlief noch ebenſo unverdroſſen, als ſeine Frau eine ganze Stunde ſpäter höchſt bewegt in die Kajüte zurückkehrte, wo ſie ſich auf die Bank unterhalb der Koje, in der ihr Mann lag, mehr fallen ließ als ſetzte. Sie blieb ſitzen, die Hände im Schoße, ganz überwältigt von ihren Gedanken. Ab und zu wiederholte ſie mit einem tief aus der Bruſt geholten Seufzer: „Armer Menſch!“

„Was ſeufzeſt du denn ſo ſchwer, Mutter?“

„Sollte ich das nicht, wenn ich weiß, wie traurig es iſt? Aber ſchnarch' du nur ruhig weiter, Kriſtenſen! du kümmerſt dich ja doch nicht darum. . . . Und jetzt will er nun gar nach Amerika...“

„Das iſt nicht das ärgſte, Mutter. Es machen viele dort ihren Weg, wie ich weiß.“

Madam Kriſtenſen ſandte ihrem Gatten nur einen ärgerlichen Blick zu; einer Antwort würdigte ſie ihn nicht, ſondern verſank wieder in ihre Seufzer und ihre erregten Betrachtungen.

„Ja, der hat es verkoſten müſſen, ſo jung er iſt! Und Fräulein Mina auch! Sie hätte ja keinen andern in der Welt als mich, mit dem ſie davon ſprechen könnte, ſagte ſie. Aber dabei weiß ſie

ja gar nichts von alledem, was er mir da erzählte. Der Hardesvogt hatte ihn unter vier Augen in sein Kontor genommen und ihn gefragt, ob er denn eine Ehre im Leibe habe oder es rechtschaffen gehandelt finde von einem armen Hauslehrer, um ein junges Mädchen zu werben, das man ihm anvertraut habe und das er niemals würde ernähren können — denn es war Geldmangel, der ihn gezwungen hatte, von der Universität fortzugehen und Hauslehrer zu werden. Und daraufhin war Werring am Abend von dort gereist. Der arme hübsche Mensch saß da oben auf Deck, blaß wie eine Leiche, als er mich bat, sie zu grüßen und ihr zu sagen, er würde sie niemals vergessen. Du kannst mir glauben, in diesen Augen ist Aufrichtigkeit! Er hatte gehofft, von seinem Onkel vierhundert Taler zu erben. Damit hätte er studieren und sich für das Amt vorbereiten können — aber nun hat es sich gezeigt, daß nichts übrig geblieben war."

„Ja, ja, Mutter. So ergeht es gar vielen. Die Welt ist nun mal so."

„Ist mal so? . . . Ist so, sagst du?" Sie erhob sich in voller Glut. „Mir hätte jemand es verbieten sollen, dich zu nehmen! Hardesvogt Nörregaard hätte das nur versuchen sollen, als ich das Sparkassenbuch aus seiner Hand verlangte, um es dir zu geben! Nei—ein, aber diese beiden sind eben so, daß man sie zwischen den Händen zerdrücken kann wie Teig. Jawohl! Das hätte jemand bloß mir bieten sollen."

„Du bist eben etwas ganz Extra's, Mutter!"

„Und nun reist er nächste Woche nach Amerika! Wenn der Hardesvogt wüßte, was er da an seiner einzigen Tochter verschuldet hat . . . Na

ja, der ist gestraft genug, verlaß dich drauf! Es war nicht wenig öde und trist im Hause im vergangenen Jahre, als der letzte der Söhne das Elternhaus verließ und Fräulein Mina mit ihrem traurigen Gesicht allein umherschlich."

„Beim Hardesvogt, meinst du?"

„Ja. Das weissage ich dir, Kristensen — gute Tage sieht der nicht auf sein Alter, und er verdient auch keine. Es wird nicht viel Freude mehr in diesem Hause herrschen."

„Beim Hardesvogt?"

„Und wie sollte es auch? Die Frau tot und die einzige Tochter, die er hat, unglücklich gemacht aus lauter Stolz und Hochmut und Vornehmheit, und all das, was unser Herrgott bestraft."

„Beim Hardesvogt?"

„Dem werden noch allerhand Gedanken kommen, wenn er sie bleich und mager umhergehen sieht und weiß, daß er selbst die Welt vor ihr verschlossen hat."

„Der Hardes . . vo . . gt?"

„Ja, wer sonst? Und recht geschieht ihm. Und so wahr ich Madam Kristensen bin, sie soll von mir den Zusammenhang erfahren — ganz ohne Umschweife, damit sie ihm danken kann, wie er's verdient."

Kristensen hatte die ganze Zeit in einer nachdenklichen Stellung, den einen Fuß auf der Schiffskiste, grübelnd dagestanden. Jetzt schloß er diese rasch auf und holte die Brieftasche heraus.

„Und du meinst, der alte Hardesvogt wird ein unglücklicher Mann werden, wenn dieser Werring jetzt nach Amerika geht?"

„Ob ich es meine?" Madam Kristensen holte

aufs neue aus, um ihn in dem Mörser ihrer Erbitterung zu zerstampfen.

„Nun denn, willst du Madam Kristensen sein, so will ich für mein Teil auch mal Kristensen sein! Der alte Nörregard hat mich einmal gerettet, drum will ich ihn wieder retten. Hier sind zweihundert Taler — nein, rühr' sie nicht an, sie sind gezählt — und hundert nehmen wir aus der Bank daheim und hundert hier; das macht vierhundert, Mutter. Sag ihm das, und er kann mir sie zurückzahlen, wenn er es zu etwas gebracht hat. Das soll er dir unterschreiben, eher läßt du keinen Schilling aus der Hand."

„Aber Krist ....."

„Ja—a, jetzt magst du selbst ein bißchen von Liebe fühlen, Mutter."

„Ja, aber lieber Krist ....."

„Kein Wort . . . keinen Mucks! . . . So, nun wissen wir doch, weshalb wir seit dem Frühling da draußen herumgeschwommen sind. Es war just keine Unterhaltung, und je eher du mir die alte Brieftasche dort auf dem Tisch aus den Augen schaffst, um so besser. Aber hör' mal!" bemerkte er noch in der Türe, ehe er hinaufging. „Die alte Brieftasche hat uns Glück gebracht, und drei Mark haben wir uns ja doch erspart . . . und ich hab' keinen Nagelbreit mehr als die vierhundert Taler versprochen."

Als Kristensen auf Deck kam, sah er den Kaimeister daherkommen; er grüßte ihn nicht, sondern rief bloß ein „Hievt!" zur Winde hinauf.

Dann stand er bei der Luke und notierte seine Striche und bei jeder fünften Tonne einen Querstrich.

Sein blatternarbiges, breites Gesicht war ein

wenig röter als gewöhnlich, und eine Ader an der Stirn war aufgeschwollen. Es geschah ihm auch, daß er ein paarmal, während er den Strich bei ein — zwei — drei — vier Tonnen notierte, statt dessen einhundert — zweihundert — dreihundert — vierhundert — sagte. Sobald er aber den Querstrich machte, wurden es wieder Kartoffeln.

Dann schnitt er mit dem Messer neben sich auf der Reling ein kleines Stück einer in Silberpapier gewickelten englischen Tabaksrolle ab und murmelte: „Wir wollen uns von heute an auf halbe Tabaksration setzen . . . Na . . . Hiev!" Seine Miene war nun viel heller geworden. Die Schlacht war gewonnen.

Und er stand da in seinem schmierigen Arbeitsdüffel, den Rücken an die Kajütenseite gelehnt, und zählte, während es Tonne auf Tonne weiterging. Seine Frau hatte eine Weile hinter ihm gestanden, ohne eine Anrede zu wagen. Die Hand mit der Brieftasche hielt sie auf der Brust unter dem rotkarrierten Schal. Endlich berührte sie leise seinen Rücken.

„Jetzt gehe ich zu Bergan mit der Unterschrift wegen der Heringe, Kristensen. Darf ich sagen, daß wir morgen nachmittag anfangen, sie an Bord zu laden?"

„Jawohl, wir sind bis morgen mittag hier reichlich fertig."

Sie zögerte noch immer.

„Und bei dem andern also bleibt es — bei dem mit der Brieftasche?"

„Jawohl! über Bord ist über Bord. Aber höre, Mutter!" fügte er eindringlich hinzu, während er sie zum Landungsbrett begleitete, „du läßt

ihn vor zwei ordentlichen Zeugen unterschreiben. Du weißt nicht, wie schlau und verkniffen solche Leute sind."

VI.

Daheim. Der Takelraum. Knabenraufereien. Kleine Wolkenbänke.

Der Rutland war dies Jahr erst gegen Weihnachten aufgelegt worden. Er lag nun eingefroren vor dem Kran einer der ostländischen Küstenstädte in Gesellschaft einer ganzen Menge anderer abgetakelter großer und kleiner Fahrzeuge, deren rostige Ankerketten sich durch das Eis senkten. Kristensens wohnten dort beim Hafen auf einem Felsrücken, der eine Art Matrosendorf bildete. Ihr weißes Häuschen mit der hohen Außentreppe und dem kleinen Gärtchen dahinter stand auf einer steilen Steinmauer.

Madam Kristensen hatte es nach der Heimkehr ungeheuer eilig gehabt. Es mußte Licht gegossen, geschlachtet, gebraut, gewaschen und gebacken werden — alles sozusagen auf einmal; es hieß anderthalb Wochen zu dreien machen. Aber das alles war keine Sache für sie, wenn sie erst die Ärmel aufgekrempt und die Röcke geschürzt hatte. Man mußte eben nur Tag und Nacht arbeiten. Ärger war es für die Schuhmacherstochter, die bei ihr Dienst genommen hatte und schon nach den ersten paar Tagen den Abschied bekam. Aber auch dies hatte keinen Einfluß auf die Sache selbst. Madam Kristensen machte es wie Tordenskjold: wenn die eine Besatzung vom Deck gefegt war, holte er eine neue herauf . . . und am Weihnachtsabend war alles fix und fertig und die drei Mietmägde ausbezahlt.

Am ſelben Abend war auch Kriſtenſen mit dem Abtakeln und Einquartieren des Rutland fertig. Alle Rundhölzer und Stengen lagen in der richtigen Ordnung in Kjelsbergs Takelraum.

Bernt hatte ſich auf beiden Seiten als tüchtige Hilfskraft erwieſen. Er hatte Wirtſchaftsgänge gemacht und war zum Lohn von ſeiner Mutter mit Weihnachtskuchen und ſüßem Teig vollgepfropft worden, und er hatte mit dem ganzen Eifer ſeiner Seele bei der Abtakelung mitgeholfen, hatte getragen und geſchleppt und alles bis aufs letzte Stück in die Prahme verladen.

Am ſelben Nachmittag noch war Kriſtenſen mit etwas Bargeld nach der oberen Stadt zur Sparkaſſe gegangen, wo der Kaſſierer ſich der Bemerkung nicht enthalten konnte:

„Dies Jahr haben Sie aber nicht beſonders viel verdient, Kriſtenſen!“

„Ach nein, Herr Kaſſierer! Ein armer Schiffer muß froh ſein, wenn er ſein Leben durchbringt.“

„Armer Schiffer! — der an die zweitauſend Taler und obendrein ſein Fahrzeug hat!“

„Sie ſollten wiſſen, was für Koſten ſo eine alte Schute macht; das iſt ja nicht wie bei einer neuen. Und dazu die Löhne.“

„Ja freilich, Sie ſind ein armer Schlucker, ich weiß es,“ lachte der Kaſſierer, während er ihm das Buch quittiert zurückgab.

Von den Erſparniſſen, die Kriſtenſen außerdem oben in Trondhjem liegen hatte, ließ er lieber nichts verlauten.

*

Am Weihnachtsmorgen glänzte die Meſſingklinke an Kriſtenſens Gangtüre wie pure Sonne, und an den Fenſtern hingen friſchgeplättete Gar-

dinen. Ein gewisses feierliches, verschlossenes Stillschweigen ruhte über dem Hause, bis im Laufe des Vormittags die Türe sich öffnete und das Ehepaar mit seinem Sohne im vollen Kirchenstaat die Treppe hinabstieg: Kristensen in seinem blauen Seemannsanzug und Madam Kristensen in ihrem prächtigen Bombasinkleide, das sie in Kristiansand hatte nähen lassen.

Während sie in dem kaltklaren Wetter die Gasse hinaufspazierten, über die erst kürzlich der Schneepflug gegangen war, gab es eine Reihe von Grüßen aus Fenstern und Türen zu erwidern, und Madam Kristensens von manch neugierigem Auge gemustertes und taxiertes neues schwarzes Kleid wurde gewissermaßen für die ganze Gasse die Neuigkeit des Vormittags — nicht des Stoffes oder der Fasson wegen, sondern weil es jedermann einleuchtete, daß, wenn Madam Kristensen sich solch ein Kleid kaufen konnte, der Mann offenbar ein ausgezeichnetes Jahr gehabt haben mußte.

Auf dem Heimwege von der Kirche schlossen sie sich dem Takelmeister Kjelsberg an, der in seinem langen blauen altmodischen Rock mit hoch hervorstehender Halsstrippe, auf dem Lande ebenso linkisch und unbeholfen, wie an Bord in seinem Element, auf seinen dicken Beinen „vom Tempel", wie er sich ausdrückte, heimwärts stelzte.

So ging es denn unter häufigen Stockungen hügelabwärts, wobei Madam Kristensen, die nun mal sein Liebling war, sich alles haarklein erzählen lassen mußte, was seine kleine Enkelin Polly anging.

„Ein wildes, tolles Ding, Madam . . . toll und wild wie ein Gassenjunge . . . lernt von allen Jungens hier unten ihre Heldenstückchen . . . ich

denke, von euerem Bernt auch!“ . . . Er drohte dem Genannten ſcherzend mit dem Stocke. „Ja, von dir auch, du biſt auch kein Muſter, und hätt' ich dich an Bord unter mir, würdeſt du Meiſter Erik kennen lernen . . . jawohl, Meiſter Erik! — Aber rechnen kann ſie! . . . einen Kopf hat ſie. . . . Zwölf Jahre alt und rechnet alles für mich im Kopf aus! . . . braucht nichts aufzuſchreiben, fragen Sie ſie nur einmal . . . Aber glauben Sie, daß ſie zur Verklarung will? Nein, leſen will ſie partout nicht; das dritte Leſebuch hab' ich ihr ſchon gekauft, Madam Kriſtenſen. Das erſte ließ ſie in den Brunnen fallen, ſagte ſie, und das zweite verlor ſie auf dem Heimweg von der Schule. Na, ich dachte mir, aller guten Dinge ſind drei und kaufte noch eines für zwanzig Schilling. Das behältſt du aber, Polly! ſagt' ich oder — ich hielt ihr ein kleines Tauende hin zur Darnachrichtung — oder du ſollſt mir das da verkoſten, ſo gut wie die Jungen an Bord. Das war vorgeſtern! Und richtig! ſie hat es noch.“

„Das glaub' ich; es iſt ja ſeitdem keine Schule geweſen,“ murmelte Kriſtenſen.

„Man muß ſolch ein Kind mit Ernſt erziehen, Madam Kriſtenſen! . . . Denn wer ſein Kind liebt, züchtige es beizeiten, ſagt Salomo. Und dafür ſtehe ich ein, eitel wird ſie nicht. Sie ſoll keine von den Putzdocken werden, die ihres Mannes Geld in Übermut und Firlefanz hinauswerfen. Wenn ich daran denke, wie es jetzt iſt und wie es ehedem war!“

„Ja, nicht wahr, Takelmeiſter! Sehen Sie ſich nur dieſe da an,“ — Kriſtenſen zeigte ſcherzend auf ſeine Frau, — „da ſegle ich Sonntags daher in Vollſchifftakelage von feinem Engliſchblau, aber

ich laß mir's wohl vergehen, der da die Luv abzustechen."

„Das glaub' ich wohl, mein lieber Kristensen!" — erwiderte der Takelmeister galant, — „derlei läßt sich wohl jedermann vergehen. Ich kenne denjenigen noch nicht, der Ihnen, Madam, die Luv abstechen wollte! ... Sie sind eine Frau, die mit Hand anzulegen weiß bei der Arbeit des Mannes. Ja, könnte ich meine Polly nach diesem Exempel erziehen! Die muß zeitig gekrümmt werden als guter Haken, der sie werden soll. Nicht wahr, Bernt? Ich habe da so eine ausgezeichnete kleine Einrichtung an Bord, um kleine Jungens zurechtzubiegen . . . er ist ja recht flink im Takelraum, wie ich höre."

„Wir müssen draufsehen, daß er nach Neujahr zur Schule kommt," meinte Kristensen.

„Jawohl! jawohl! — natürlich! Sie lassen ihn wohl Seemann werden, wie sein Vater es ist, Madam?"

„Wir haben es so ein bißchen in Erwägung gezogen; aber, wie sein Vater sagt, zuerst muß er ein wenig zur Schule."

„Ein wenig?" brach Kristensen aus ... „nein, sehr viel — ganz tüchtig soll er zur Schule! Aus der Seemanns-Kaprice wird nichts!"

Der Takelmeister sah zuerst den einen, dann den anderen mit seinen großen grauen Augen an, während er sich mit krummem Rücken auf den Stock stützte.

„Noch nicht einig geworden, soviel ich sehe?"

„Noch nicht ganz, Takelmeister!" verbesserte sie. „Ich will ja immer nur, was mein Mann will; aber unter allen Umständen muß ja der Junge zuerst konfirmiert sein, um selbst ein biß-

chen beſſer urteilen zu können. Grüßen Sie mir Ihre kleine Polly und ſagen Sie ihr, daß auch unſer Bernt jetzt zur Verklarung muß."

Ein wenig rot im Geſicht war ſie ja geworden, und ein wenig ſtumm ging ſie an der Seite ihres Mannes die Straße hinab. Na ja, es war ja immerhin kein Grund, ſich die Feiertage zu verderben. Kriſtenſen war vorzüglicher Laune über ihr neues Kleid, das merkte ſie wohl.

Sie begegneten einigen Schiffskapitänen, die wie ſie heimgekommen waren und mit der Familie in der Kirche paradiert hatten, und Kriſtenſen rief im Vorbeigehen:

„Wird wohl oben im Schifferklub diesmal Raummangel ſein. . . . So viele von uns feiern Weihnachten daheim, höre ich!" — — —

Weihnachten war vergangen, und Bernt wurde nach Neujahr wieder in die Schule gebracht, wie bisher ſtets im Winter. Er bekam ein paar neue Bücher, mit denen er um halb acht Uhr früh auszog, um um zwölf Uhr wieder heimzukehren. Die Frucht ſeines Fleißes zeigte ſich in einem verbeulten Penal, in täglich zerriſſenen Beinkleidern und einem ab und zu zerkratzten oder zerhauenen Geſicht — lauter Dinge, über deren genaueren Zuſammenhang er vollſtändiges Schweigen beobachtete. Nur das Zeugnis ſprach mit ſeinen höchſt mittelmäßigen Noten, und wo es ſchwieg, da redete es noch lauter. Das waren nämlich ſeine Verſäumniſſe — denn Bernt hatte eine reine Manie für Kjelsbergs Takelraum. Dieſe leeren Rubriken erhielten wohl zuweilen von Kriſtenſens ſchwerer Hand daheim eine Ausfüllung, die einem minder dickfelligen Sohn die Luſt benommen hätte, ſich ſie nochmals zuzuziehen; hier aber führte es

nur dazu, daß Madam Kristensen in ihrer Schwäche für den Liebling diese leeren Stellen den Blicken des Mannes nach Möglichkeit zu entziehen trachtete. Es schien überhaupt, als sollte das Zeugnis ein Samen der Zwietracht in diesem Hause werden. Kristensen wollte von schlechten Noten nichts wissen, und Madam Kristensen meinte in ihrem Herzen — was sie zu sagen allerdings nicht wagte — daß Bernt Seemann und nicht Federfuchser werden solle.

Weder Bernts noch seiner Mutter Ehrgeiz lagen in der Richtung der Schule. Ein ganz ander Ding war alles, was die Künste und Fähigkeiten eines Seemanns betraf! Bernt kannte alle Stiche, Knoten und Bänder; er konnte splidsen und knoten, und die Mutter opferte manche Nachmittagsstunde, um von Takelmeister Kjelbergs sonst mit Lobesworten recht sparsamen Lippen ein Wörtchen zu hören, daß der Junge seiner Ansicht nach Talent habe . . . „Natürlich wird er Seemann, Madam Kristensen."

Der Takelboden wäre Bernts Paradies gewesen, wenn des Takelmeisters kleine rothaarige Enkelin nicht existiert hätte. Schon am ersten Vormittage rief sie zu seinem Ärger von weitem, so daß man es über den ganzen Takelraum hörte:

„Da kommt Bernt!" und dann lief sie ihm entgegen. „Spiel' Fangen mit mir, Bernt . . . oder Verstecken! Ich weiß ein Versteck . . . ja ich weiß zwei, wo du mich im Leben nicht findest . . . nein, nicht dort drüben bei den Blöcken! . . . du meinst hinter den Tauen? . . . O nein, auch dort nicht . . . Guck nur hinauf auf die Bodenbalken . . . aber dort ist es auch nicht!"

Bernt ging ruhig vorbei, ohne sie zu beachten,

und begann auf einsilbige Seemannsmanier eine Trosse, die mit Schiffmannsgarn überkleidet wurde, zu untersuchen.

„Klüverleiter!" nickte er fachkundig dem Arbeitenden zu und schlenderte dann leise pfeifend, mit den Händen in den Taschen weiter.

Polly folgte ihm ein wenig langsamer: „Willst du nicht?" . . . begann sie nach einer kleinen Weile wieder. „Wir können ja auch etwas anderes tun . . . Hier ist eine Tauleiter . . . da klettern wir auf die Bodenplanken und sehen über das Dach hinüber."

Bernt blieb wiederum vor allerlei aufgehängten Tauwerk stehen.

„Hm . . . Topenanten . . . Brassen . . . Stengepardunen!" murmelte er und pfiff eins vor sich hin.

Polly war enttäuscht! Sie hatte sich so viele Monate darauf gefreut, daß Bernt heimkommen würde, und sich ein endloses Vergnügen, ein Rennen und Jubeln im ganzen Takelraum vorgestellt. Sie hatte bereits eine bedeutende Portion ihrer Zuversicht eingebüßt, als sie leise fragte:

„Hast du die neue, schwere Bugsiertrosse gesehen, die wir an den Phönix geschlagen haben?"

Bernt stand bloß still, sah nachdenklich vor sich hin und spuckte aus. Ihr zu antworten, fand er nicht für nötig.

An diesem Tage hatte Polly beim Mittagstisch rote Augen.

Den nächsten Tag sah er sie in der Tür. Er schlenderte leise pfeifend über den Boden, dies und jenes betastend und untersuchend, mit hängenden Schultern weit von sich spuckend, ganz mit

den bedächtigen Gebärden eines alten befahrenen Matrosen.

Polly hielt sich abseits und schien auch ihrerseits ein Stück Arbeit zu betrachten. Was sie Merkwürdiges an den Tauen sah, die hier aufgehängt waren, ließ sich nicht gut erkennen; vielleicht dachte sie wieder an ein Versteck oder etwas Ähnliches. . . .

Als er das nächste Mal stehen blieb, sah er sie ganz vertieft in die Betrachtung des Wasserstags, das er neulich untersucht hatte. Sie stand mit auf den Rücken gelegten Händen und setzte eine höchst nachdenkliche Miene auf. Unwillkürlich nahm er seine Hände vom Rücken und ging weiter, ohne sie jedoch aus dem Auge zu verlieren . . .

Und richtig — als er ging, begann auch sie zu gehen, und natürlich mußte sie sich sogleich dasselbe angucken, was er zuletzt betrachtet hatte. Sie hielt also akkurat wie er vor dem Manne inne, der die drei trossenbeschlagenen Taue drehte, murmelte wie er ein kurzes „Vorstengenstag!" nickte und schlenderte pfeifend weiter. Blieb er stehen, blieb sie auch stehen; ging er, so ging sie ebenfalls. Sie ließ auf Matrosenart die Schultern sinken und die Arme hängen, und zuletzt kam ihr der Einfall, die Zunge in die eine Seite der Wange zu stecken, so daß es aussah, als hätte sie Kautabak drinnen. Ungeachtet all seiner Überlegenheit konnte er nicht umhin, sich ab und zu nach ihr umzugucken. Nun stand sie mit gespreizten Beinen still, sah bedächtig vor sich hin und spuckte weit hinaus.

Das Gekicher der Leute und das lustige, helle Lachen, mit dem sie plötzlich an ihm vorbei über

die Planken lief, ärgerte und kränkte ihn in der Seele.

Hätte Kjelsberg ſtatt dieſer rothaarigen kleinen Hexe einen Enkel gehabt — er hätte ihm dafür zahlen mögen!

In den nächſten Wochen begegnete ſie ihm auf eine andere Art. Sie fragte ihn keck, ob er denn einen ſchulfreien Tag habe. Wäre bloß ein anderer Takelboden geweſen, auf den er ſich hätte flüchten können! Sie verdarb ihm alle Freude.

Bernts Lebensweiſe — er befand ſich ja acht Monate jedes Jahres unter lauter Seeleuten an Bord des Schiffs — hatte natürlich dazu beigetragen, daß er ſich wie ein Erwachſener benahm. Während der Wintermonate daheim aber war Polly nicht die einzige, die etwas an ihm auszuſetzen fand. In der Schule gab es hundert Fäuſte, die darauf brannten, ihm dieſe Unebenheiten herauszuklopfen, und eine Reihe von Erfahrungen hatte ihn gelehrt, nicht jeden Anlaß zur Beleidigung ſo leicht aufzugreifen, ſondern ſich lieber ſo lange wie möglich vor Reibungen und Zuſammenſtößen zu bewahren.

Es war ein Sonnabendnachmittag im Februar. Man hatte keine Schule und der Spielplatz auf dem Eiſe um die Schiffe her wimmelte ſchwarz von Vorſtadtjungen und Mädchen. Auf Schlittſchuhen und Handſchlitten kamen ſie von Kjelsbergs Reeperbahn auf dem Eiſe angefahren und gelaufen, und es war ein Schreien und Johlen, daß man ſein eigenes Wort nicht verſtand.

Als Bernt ankam, hörte er jedoch nichtsdeſtoweniger deutlich von einem der Fahrzeuge, die die Jungen gerade im Begriff waren zu entern und

zu verteidigen, eine Stimme herabrufen: „Seht, da kommt die Rutlandsratte!"

Es lohnte nicht, sich dergleichen nahegehen zu lassen, man war das gewöhnt; er mischte sich in das Spiel und schluckte Spitznamen wie „Apfelsack! — Pavian! — Frachtenmadam!" — kaltblütig hinunter.

Erst als sie zum Rutland kamen und der Ruf erscholl: „Hei, Jungens, an Bord der Madam Kristensen!", wurden ihm die Ohren ein wenig heiß, und in der Aufwallung des Augenblicks langte er nach dem nächsten Schreihals. Indessen gewann er seine Ruhe sofort zurück. Es waren ihrer zu viele, und ihm blieb nichts übrig, als sich aus der allzu ungleichen Partie zurückzuziehen.

Man johlte und brüllte ja hinter ihm her, als er ging; er aber ließ es sich nicht anfechten, er wußte, was er tat, und ging seines Weges, ohne irgendwelche Eile zu bezeigen. Polly Kjelsberg und einige andere kleine Mädchen standen mit ihren Handschlitten daneben und beobachteten den Rückzug. Als er an ihnen vorbei kam, sagte Polly:

„Jetzt geh nur und klatsch es daheim, Bernt! — dann kriegst du von der Mutter Kuchen und vom Vater Prügel."

Dies war nun auch für Bernt zu viel. Ebenso bedächtig und wohlüberlegt, wie er den Heimweg angetreten, schlug er nun die entgegengesetzte Richtung ein; er kehrte langsam zum Rutland zurück und kletterte an Bord.

Ein neues Geheul erhob sich. Es hieß nun den Rutland entern und den Pavian durchbläuen, wie ein Schwein binden und strippen, daß er rot nieste, dann ihn kopfüber in den Schiffsraum schmeißen und ein Leck des alten Trogs mit ihm

zuſtopfen! . . . Einige begannen zu ſingen, zu pfeifen und eine Spottweiſe zu heulen:

Hat Löcher auf dem Bauche, durch die ſie Waſſer zog,
und trinkt als wie ein Eſel und ſegelt wie ein Trog.

Die Schutte iſt ein Holzſchuh, der Schiffer iſt ein Tropf.
die Koſt iſt Brei und Erbſen, mitſamm' im ſelben Topf.

Sie pumpen je ein Etmal, tut jeder juſt das ſein'.
ſie pumpen ſich zur Oſtſee und pumpen wieder heim.

Während ſie die letzten Worte ſangen, flog der erſte Naſenſtüber über die Reling. Es war Bernt, der ſeine vorteilhafte Stellung benutzte, um einen Feind aus dem Gleichgewicht zu bringen. Noch einmal gelang es ihm, einen abzuwehren, aber es kamen ihrer immer mehr an Deck, und ſein Geſicht hatte ſchon mehr als einen Fauſtſchlag zu verſpüren bekommen, als er einen beſonders gefürchteten älteren Burſchen, einen großen ſtarken Lümmel, über die Reling klettern ſah.

„Nur Geduld!" ſchrie der — „ich werde der Rutlandsratte heimleuchten, daß ſie nicht mehr quieken ſoll!"

Bernt hatte bald eingeſehen, daß die Partie zu ungleich ſtand, und nun Aug in Aug mit dem bekannten Adolf Adolffen wußte er ſich keinen andern Rat, als eine auf dem Deck liegende Holzklampe zu packen und ſie dem Angreifenden entgegenzuſchleudern, was die Folge hatte, daß der lange Adolffen tatſächlich von der Schiffswand herabpurzelte. Aber dies bedeutete nur eine Galgenfriſt und gab das Signal zu einem erneuten Rachegebrüll, das ſich über den ganzen Feindeshaufen verbreitete. Bernt hatte Handwaffen gebraucht! Es entſtand eine plötzliche Stille, während welcher Adolf Adolffen abermals die Rüſte

hinaufkletterte — man erwartete die Exekution. Bernt erhielt einen Schlag über das Auge, der das elterliche Schiff in hundert Farben vor seinen Blicken tanzen ließ, und gleich darauf begann die Verfolgung über das Deck, Bernt voran und der andere hintennach.

Unten auf dem Eise stand Polly auf ihrem Schlitten und sah, wie Bernt schließlich längs der Reling hinauflief. Er war ganz blutig im Gesicht, während der lange, wütende Segelmacherjunge hinter ihm ihn da und dort auf Kopf und Nacken traf. Da plötzlich wandte Bernt sich um und rannte, den Kopf voran, geradewegs auf seinen Gegner zu, so daß sie beide über Bord und hinab aufs Eis stürzten. Da blieb der Segelmacherjunge liegen, schreiend und auf Bernts Kopf trommelnd, während dieser, ohne einen Laut von sich zu geben, über ihm lag:

„Laß los, oder ich schlag dich tot!"

Keine Antwort.

„Laß los, hörst du!" — Adolfsen schlug unermüdlich drauf los.

Nun aber hatte Polly Kjelsberg genug daran; sie hatte Bernts weißes Gesicht gesehen, als er auf den langen Adolfsen zustürzte, und sie lief aus Leibeskräften schreiend die Gasse hinauf zu Kristensens und rief in die Küche:

„Hilfe! Dolf erschlägt Bernt unten auf dem Eise!"

Madam Kristensen stand eben beim Herd und brannte Kaffee. Sie schob den Brenner in den Schornstein, und ohne sich Zeit zu lassen, die große weiße Schürze abzubinden, war sie im Augenblick über die Treppe und unten. Dann wandte sie sich ruhig an Polly:

„Auf welchem Eise . . . wo, Kind?“

„Unten . . . bei unserm Takelboden . . . neben dem Rutland“ . . . erwiderte Polly, atemlos an ihr vorüberschießend. „Aber können Sie denn nicht laufen, Madam Kristensen?“

Dies war kaum gesagt, als sie Zeugin ward, wie Madam Kristensen ihre Beine gebrauchen konnte: — sie war in einem Nu unten auf der Gasse und verschwunden; Polly mußte es aufgeben, mit ihr Schritt halten zu wollen.

In dem Augenblick, da Madam Kristensens flatternde Gestalt oben in der Straße sichtbar ward, war das Eis wie reingefegt von der schreienden Knabenschar. Der lange Segelmacherjunge entschlüpfte zwischen die Bootsschuppen, während einer der von Kjelsbergs Takelboden herbeigeeilten Arbeiter den blutbedeckten und bewußtlosen Bernt in den Armen hielt. Er hatte während der Schläge seinen Gegner so fest in die Schulter gebissen, daß dieser endlich von ihm ablassen mußte.

„Bringt ein Stück Eis her“ — sagte Madam Kristensen, mit dem einen Fuß niederkniend, indem sie den Jungen auf ihren Schoß zog — „er wird sonst ohnmächtig.“

Sie trugen ihn heim, während Polly mit dem Stück Eis in der Schürze folgte.

Es gab reichliche Verwendung für das Eis, und die Umschläge wurden fleißig gewechselt. Als Bernt in der Stube daheim einen Augenblick die Augen aufschlug und Polly erblickte, glaubte er sich wieder mitten in der Rauferei. . . „Nicht ehe du dich ergibst!“ . . . murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

Polly wußte recht gut, daß ihre Worte es gewesen waren, die alles verschuldet hatten. Sein

weißes Gesicht schnitt ihr in die Seele. Weinend verbarg sie den Kopf in Madam Kristensens Schürze.

„Es ist meine Schuld ... alles .. !" schluchzte sie stoßweise.

Während Madam draußen in der Küche die nassen Umschläge wechselte, bekam sie nach und nach alles heraus, was passiert war; ihr Gesicht nahm während dieses Berichts einen ruhig harten Ausdruck an, während sie mit fast zärtlicher Freundlichkeit Pollys Beichte entgegennahm.

„Und dann nannten sie ihn . . ." schluchzte Polly.

„Na wie? sag es nur!"

„Kartoffelschäler und . . ."

„Und?"

„. . . und . . ."

„Nun?"

„Frachtenmadam!"

„So?"

„. . . Und dann riefen sie . . . „Hei, Jungens, an Bord der Madam Kristensen . . . Die muß man jeden zweiten Tag pumpen! . . . die hat . . ."

„So sag's doch nur, Kind! — Du kannst dir doch wohl denken, daß mir an dem Gefasel solcher grünen Jungen nichts liegt."

„. . . Die hat den Namen im Achterspiegel! . . . Und dann riefen sie, . . . die . . . die . . . die Frau sei der Kapitän an Bord."

„So—o— das sagten sie also?"

„Ja, der lange Adolf Adolfsen sagte es."

„Bernt muß ihn tüchtig gebissen haben, wenn ein so großer Junge sich so schmählich ergibt" — bemerkte Madam Kristensen, während sie ein nasses

Tuch zusammenschlug. Ihre Brust wogte auf und nieder wie ein Meer.

Sie steckte Polly Kuchen in die Hand, als diese ging, und strich ihr freundlich über das bloße Köpfchen.

— „Hör, Polly! — Nach alledem, was ich heute von dir gesehen habe — so — — hast du einmal Lust auf einen Schilling für Kuchen, so komm nur zu mir . . . ich lege jede Woche einen für dich beiseite."

Madam Kristensen saß bleich und still neben ihrem Sohne, dem sie ab und zu nasse Leinentücher auf den Kopf legte. Das schöne, krummnasige Antlitz hatte etwas Entschlossenes, fast Drohendes, und die Augen blitzten. Sie begann ihr schwarzes Haar zu glätten und zu streichen, ein Gedanke schien ihr zu kommen . . . „Armer Junge!" — murmelte sie — . . . „Armer Junge!"

Das Licht war schon angezündet, als Kristensen heimkam. Als er den Sohn so übel zugerichtet dasitzen sah, begann er zu brummen: „Nichts als Müßiggang, sag ich dir, Mutter! Der Junge treibt sich herum und weiß nicht, was er den ganzen lieben Nachmittag anfangen soll, und da endigt's natürlich mit einer Balgerei!"

Als aber seine Frau ihm nach und nach erzählte, wie weit es gegangen war, trommelte er mit den Fingern auf den Tisch.

„Sieh doch her! Kristensen! . . . Loch an Loch. Man mußte ihn heimtragen — Adolfsens langer Schlingel, der war's, der ihn so zugerichtet hat."

Kristensen stand auf. „Und er sagte, er würde ihn prügeln, bis er nicht mehr quiekte?" — fragte er und ging hin und fuhr in seinen Pelz.

„Was willst du tun, Kristensen?"

„Bloß hingehen und ein Wörtlein mit Adolfsen reden — mit Vater und Sohn! Er sagte, er würde zuhauen, bis er nicht mehr quieken könnte . . . das wollen wir nun versuchen!" — Kristensens breites blatternarbiges Gesicht war feuerrot, und er wollte eben aus der Türe, als seine Frau ihm den Weg vertrat.

„Wohin willst du? Bist du toll, Kristensen?"

Kristensen wandte sich nur um und stieß die Küchentüre auf, aber draußen in dem finsteren Gang stellte sich Madam Kristensen ihm abermals in den Weg.

„Bist du von Sinnen? Willst du uns in der Leute Mund bringen? Oder glaubst du, du erreichst auf diese Art irgend etwas? Es fehlte bloß, daß der lange Raufbold uns gegenüber recht behielte und diese Leute sagen könnten, Kristensen habe ihnen die Türe eingerannt. Ich werde schon bei Gelegenheit mit diesem Adolfsen ein Hühnchen rupfen; vergessen soll es nicht sein, das verspreche ich dir. Komm, leg' den Pelz ab. Und nun lassen wir den Jungen nichts merken; ihn quält es, das zu hören. Aber siehst du" — hier wurde ihre Stimme flüsternd — „siehst du, nur weil Bernt anders ist als die andern, muß er dies leiden! Wir wollen doch lieber sehen, ihm Freunde unter den Jungen zu schaffen. Ich habe eben darüber nachgedacht, wie das am besten zu machen wäre. Geh nun hinein, ich will dir die Pfeife stopfen und du rauchst, während ich den Jungen zu Bett bringe."

Kristensen ließ es geschehen, daß der Pelz ihm abgenommen wurde und wieder auf den Kleiderhaken wanderte. Stumm ging er hinein, und

ſtumm nahm er die geſtopfte Pfeife in Empfang, die ſeine Frau obendrein ſelbſt mit einem Fidibus anzündete. Während ſie aber bei Bernt war, ging er haſtig in kurzen Wendungen im Zimmer auf und ab, wie er es auf dem Schiffsdeck zu tun pflegte, und dampfte große Wolken vor ſich hin.

„Nützt nichts! . . . nützt nichts! . . . Es muß ein Ende haben . . . ein Ende haben," das waren die Worte, die er ab und zu vor ſich hin murmelte.

„Nützt nichts, ſage ich dir," wiederholte er, als ſeine Frau wieder eintrat, während er ſeinen Worten durch einen Schlag, der den Silberbeſchlag ſeiner Pfeife verbog, Nachdruck gab. „Nützt nichts! Der Junge muß den ganzen Tag zur Schule! Oder auch als Lehrjunge auf Holſts Werft!"

„Aber lieber Mann, es geht ja ganz gut, wie es jetzt iſt."

„Du meinſt wohl, er ſoll ſich weiter ſo herumräkeln bis zum Matroſen. Nein, jetzt kannſt du wählen . . . Schule oder Werft! und dann geht er hinüber nach England und wird Schiffsbaumeiſter, darüber haſt du die Beſtimmung! Ich habe im Schifferklub mit Berg geſprochen, der ſeinen Sohn denſelben Weg gehen ließ. Es koſtet Geld. Mag es draufgehen! Aber Seemann wird er nicht."

„Ich denke, da haben wir doch beide ein Wort zu ſprechen, Kriſtenſen!" Mehr ſagte ſie nicht, ſondern begann unter einer drückenden Stille den Abendtiſch zu decken.

„Du haſt dich in die See vergafft, Mutter! Du kennſt ſie nur von ihrer gemütlichen Seite. Ich aber habe kranke Leute nach dem Takelwerk hinaufpeitſchen ſehen, das ſo voll Eis war, daß ſie ſich die Hände abfroren und aufs Deck herabfielen. Das war an Bord eines Yankee; und ich

habe Schiffsjungen mißhandeln und ihnen die Seele aus dem Leibe quälen sehen!"

„Wir würden uns wohl vorsehen, mit welchem Schiffer wir den Jungen hinausschicken. Wir sind bekannte Leute, Kristensen, — da hat es keine Gefahr!"

„Schule oder Werft, Gertrud!" — brach ihr Mann mit erhobener Stimme aus, während seine schwere Faust ziemlich nachdrücklich auf ihr Walnußnähkästchen herabfiel.

Madam Kristensen sah ein, daß dieser Abend nicht geeignet war, einen entscheidenden Schlag in der Sache zu führen. Wurde Bernt auf die Werft gegeben, so konnte er sie nicht begleiten, wenn der Rutland im Frühjahr wieder in See stach; aus der Schule konnte man ihn dagegen jederzeit nehmen. So antwortete sie denn resigniert, wenn auch nicht eben freundlich:

„— Na ja, schon gut, Kristensen! — so mag es bei der Schule bleiben . . . Aber die Verantwortung trägst du selbst."

VII.

Böse Zungen.

Madam Enersen, die sich als die erste in der unteren Stadt betrachtete, fühlte sich in vieler Hinsicht von Madam Kristensens mächtiger Existenz gedrückt. Madam Kristensen hielt mit ihrer Meinung nicht zurück, sondern sagte es gerade heraus, daß sie Madam Enersen für eine boshafte und klatschsüchtige Putzdocke halte; und Madam Enersen begann ihrerseits ihre Kritik jedesmal vorsichtig damit, daß allerdings vieles an Madam

Kriſtenſen zu ſchätzen ſei; aber — — — und nun wurde ſie beredt!

Was den Becher zum Überfließen gebracht, war das Bombaſinkleid und der Umſtand geweſen, daß der Schultheiß Kriſtenſens zu Weihnachten aufgeſucht hatte. Für ihn war ja alles, was Madam Kriſtenſen ſagte, das reine Gold. Den Graben hinter Kriſtenſens Hauſe hatte die Gemeinde gemacht, nur weil ſie mit dem Schultheiß darüber geſprochen hatte, und mit der neuen Laterne verhielt es ſich ebenſo! . . . Höker Röed war ihretwegen wegen alten Gewichts mit Geldſtrafe belegt worden. Ja, vor Madam Kriſtenſen konnte man nicht ſicher ſein! Und wie ſchändlich hatte ſie ſich nicht gegen Adolffens Sohn benommen! war geradeswegs zum Segelmacher Thune gegangen und hatte die Geſchichte brühwarm erzählt, ſo daß der Junge beinahe aus der Lehre gekommen wäre! . . . Jetzt hatte ſie obendrein alle Jungen für ſich gewonnen, indem ſie ihnen erlaubte, Kriſtenſens Schiffsboot zu gebrauchen. Wahrhaftig, es wäre die reine Erleichterung für die ganze untere Stadt, wenn es einmal Frühling wäre, ſo daß ſie wieder abſegelte.

Allmählich begannen boshafte Gerüchte ſich zu verbreiten, wie reich Kriſtenſen geworden ſei. Er war ja viel reicher, als irgendeiner ſich träumen ließ, und betrog die Steuerbehörde auf das ſchändlichſte!

Das war ſo zugegangen, daß er vor zehn oder fünfzehn Jahren vor Gericht geweſen war, weil man ihn beſchuldigte, den alten Rutland zum Kentern gebracht zu haben; aber er hatte ſich ſo ſchlau herauszuwickeln gewußt, daß keiner ihn fangen konnte. Zuerſt hatte er die Schute drüben

in England oder Holland malen und herausputzen und dann assekurieren lassen . . .

Enersens hatten es von Adolfsens gehört, und die Leute wußten Bescheid, darauf konnte man sich verlassen; — die sahen Kristensens gut auf die Finger.

Die einzigen in der Stadt, die von diesem ganzen Klatsch und Tratsch nichts wußten, waren Kristensens selbst. Madam Enersen und andere, die höchst erstaunt darüber waren, daß solche Leute sich überhaupt auf der Straße zu zeigen wagten und sich nicht lieber in ein Mauseloch verkrochen, waren nämlich ihnen ins Gesicht die Höflichkeit und Zuvorkommenheit selbst. Kristensen war nun mal nicht der Mann, dem man so etwas zu sagen sich traute, und Madam Kristensen — ja Madam Kristensen! — die würde ja doch auf diese oder jene Art die Wahrheit so öffentlich erfahren, daß sie nicht länger die Unwissende spielen konnte. Die Arme! man mußte sie eigentlich wirklich bedauern. Sie konnte ja nichts dafür, daß sie mit einem Verbrecher verheiratet war. Wüßte sie es nur selbst, wie erbärmlich sich unter solchen Umständen ihr großtuerisches Wesen ausnahm!

Ein Ausspruch, den Kristensen eines Abends im Schifferklub getan hatte, diente dazu, Wasser auf die Mühle dieser Gerüchte zu gießen. Er hatte während einer Diskussion über Assekuranz sehr entschieden erklärt, er für sein Teil würde niemals weder etwas Festes noch Schwimmendes assekurieren . . . „Brennt das Haus ab, so kommt man in den Verdacht, es angezündet zu haben, und sinkt die Schute, — so hat man sie in den Grund gebohrt! Unter Wasser kann niemand mehr sehen, was mit ihr geschehen ist; aber das Geld,

das ober Waſſer ausbezahlt wird, das ſehen ſie alle! Man kann noch von Glück ſagen, wenn man nicht noch die Obrigkeit auf den Hals bekommt und ins Loch wandert."

Es war unmöglich, ſich einen ſolchen Ausſpruch anders denn als die Äußerung eines böſen Gewiſſens zu erklären. Und es wurde ſeitdem nie mehr von Aſſekuranz geſprochen, wenn Kriſtenſen zugegen war.

Das große Begräbnis des Oberlotſen Haagenſen war der erſte Anlaß, um Kriſtenſen ſelbſt ein wenig die Augen zu öffnen. Das Verhältnis, in dem er zu dem Toten geſtanden, hatte ihn zu der Erwartung berechtigt, daß er einer der Schiffer ſein würde, die den Sarg in die Kirche tragen ſollten: aber es wurde dafür geſorgt, die Zahl ohne ihn voll zu machen. Na, das war nun einmal nicht zu ändern. Er gedachte darum nicht den Mann auf ſeinem letzten Gang im Stiche zu laſſen und ließ auch der Witwe nicht ſoviel wie durch eine Miene anmerken, daß er Grund haben könnte, ſich beleidigt zu fühlen. Sie fühlte wohl ſelbſt, daß ſie etwas auf dem Gewiſſen habe, denn ſie war ziemlich ſcheu und ausweichend, während er lange und ſtumm vor ihr ſtand und ihr die Hand ſchüttelte.

Im Trauerhauſe drinnen ging es hoch her; Portwein, Sherry und Makronentorte waren in zwei Zimmern aufgetiſcht, die vollgeſteckt waren von den Autoritäten der Stadt, Kaufleuten, Schiffskapitänen und Steuermännern, während viele aus dem Trauergeleite auf der Treppe ſtehen blieben oder unten im Schnee warteten, bis mehr Platz gemacht und ein langer Tiſch im Gang gedeckt wurde.

Man benahm sich sehr gesittet, sprach den Gläsern zu und erörterte flüsternd die glücklichen Vermögensverhältnisse der Witwe. Dann kam das Leben und die Tüchtigkeit des Verstorbenen an die Reihe, wobei man das, was man etwa gegen ihn zu sagen haben konnte, entschuldigte, und zuletzt wurden Vermutungen angestellt, wer wohl nach ihm Oberlotse werden würde. Währenddessen wurden die Gesichter immer röter, die Luft wärmer und die Scheiben liefen an. Der Schultheiß trank mit einigen aus der Gesellschaft, ging aber an Kristensen vorbei, den er sonst immer begrüßt hatte; er mußte ihn offenbar nicht bemerkt haben! In seinem Herzen war Kristensen allerdings durchaus nicht überzeugt davon, aber er spülte den kleinen Ärger mit einem Glase Portwein hinab. Der Doktor dagegen begrüßte ihn, trank mit ihm und fragte nach seiner Frau ... „Haben ein Extraweib, Kristensen, jawohl, das haben Sie!"

Die Zungen waren nun gelöst und das Gespräch ringsumher in lebhaftem Gange. Da hörte er hinter sich eine Unterhaltung, der er unwillkürlich lauschen mußte.

. . . „Und die Seegerichtssache über den Preußen da draußen in den Schären — ist die nicht auf Dienstag anberaumt?"

„Der Schultheiß sagte so."

„Ist Jakobsen Geschworener?"

„Jawohl! Und der andere, sag' ich Ihnen, ist Schiffer Sörvig . . ."

„So? . . . Kristensen ist also übergangen?"

„Ja, man erzählt sich ganz Merkwürdiges. Es handelt sich um einen Havarieschwindel da draußen, heißt es . . ."

In diesem Augenblick bemerkten sie den Gegenstand ihrer Unterhaltung in ihrer Nähe, und das Gespräch wurde abgebrochen.

Kristensen tat, als habe er nichts gehört; aber die ungewöhnliche Röte seines Gesichts schrieb sich nicht bloß vom Weine her. Der Schultheiß hatte ihn also wirklich übergangen und nicht gegrüßt!

Während des ganzen Begräbnisses dachte er nur an die erlittene Zurücksetzung und was wohl ihr Grund sein mochte; dem toten Oberlotsen vermochte er keinen Gedanken zu schenken, war auch nicht imstande, der Grabrede zu folgen.

Bei der Heimkehr war er nicht wie gewöhnlich nach einer Gesellschaft aufgeräumt und redselig, sondern schweigsam und verdrossen. Seine Frau bekam nicht drei Worte über die ganze Feier aus ihm heraus, nicht einmal so viel wie einen Gruß von der Witwe.

Und in den folgenden Tagen wurde es nicht besser! Madam Kristensen hatte ihren Mann nie zuvor so gesehen. Daheim vertrug er keinen Widerspruch, und sowohl Dienstag wie Sonnabend saß er finster zu Hause, statt in den Schifferklub zu gehen. Sie erkannte, daß es etwas gebe, und machte sich so dünn und schmiegsam wie eine Weide, um es aus ihm herauszukriegen.

Eines Abends endlich kam es heraus, daß er glaube, jemand habe ihn beim Schultheiß verleumdet, und daß man ihn bei der Wahl der Seegerichtsgeschworenen übergangen habe.

„Und das trägst du allein mit dir herum und verbirgst es mir, Kristensen? . . . Uns übergangen, sagst du?" Sie erhob sich und stemmte die Hände in die Hüften. — „Und das hat der

Schultheiß getan . . . uns gegenüber? So so . . . so so . . . uns gegenüber!"

Sie ging rasch ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb dann vor ihrem Manne stehen. „Du, laß dir nur ja nichts anmerken, Kristensen! Geh du deines Weges als rechtschaffener Mann, und laß die andern den ihrigen gehen. Überlaß es mir, auszuforschen, was es sein kann!"

. . . Ja, aber was konnte es sein? . . .

Madam Kristensen dachte die ganze Nacht darüber nach, bis sie zuletzt Madam Enersens Gesicht wie ein Porträt vor sich im Dunkeln sah.

„Lieber Kristensen," sagte sie am nächsten Morgen besorgt, „du wirst doch nicht bei solcher Kälte ohne deinen Morgenkaffee fortgehen? Ich habe ihn dir auf den Ofen gesetzt und die Weizenstullen gewärmt." Sie brachte ihm beides. — „Siehst du, je mehr ich daran denke, desto mehr finde ich, daß du dich um all den Tratsch nicht im geringsten zu kümmern brauchst. Beim einen Ohr hinein, beim anderen heraus. In so einem Klatschnest gibt es ja immer etwas; wahrscheinlich ist also überhaupt gar nichts dran. Mach du dir keine weiteren Gedanken darüber, Kristensen! — Ich werde mich schon um die Sache kümmern. Wart' ein wenig, ich bürste dir nur den Rock ab. . . . Und jetzt versprichst du mir, achtzugeben und nicht zu lange naß unten auf dem Eis zu stehen; es ist Wasser darüber, sagen sie." Mit den letzten Worten begleitete sie ihn hinaus und schloß die Gangtüre hinter ihm.

Sie stellte den Geraniumstock im Fenster beiseite und blickte hinaus. Ihr Mann ging die Gasse hinab und grüßte die ihm Begegnenden ziemlich kurz und abweisend, zuerst Höker Röed und weiter

unten Schiffer Fossum. Sie drehten sich beide rasch um und sahen ihm nach.

„Was es nur sein mag? . . . Ein Wunder ist's nicht, daß es ihn gewurmt hat. So gucken sie uns vielleicht aus jeder Scheibe nach, wenn wir durch die Stadt gehen. Na — in Gottes Namen, wenn wir doch nichts getan haben! Aber heraus soll es!"

Madam Kristensen kleidete sich mit viel Sorgfalt an, während sie dabei ihre Grübeleien unaufhörlich weiter verfolgte. Das kleine, schwarze Seidenhalstuch nahm sie mehreremal ab, ehe sie es mit einer Brustnadel befestigte, und das Kleid wurde vor dem Spiegel einer genauen Musterung unterzogen. Sie brütete über einem passenden Vorwand, um zum Schultheiß zu gehen. Der fast verwachsene alte Brunnen unten bei der Reeperbahn war ihr längst ein Dorn im Auge gewesen. Es war das reine Gotteswunder, daß nicht jedes Jahr ein Kind hineinfiel. Er mußte unbedingt ausgefüllt und geschlossen werden! . . . Dann war da die arme Kviste-Kari, gegen die das Armenwesen so unverantwortlich verfahren war. Und nicht besser sah es mit dem kleinen Jungen am Westkamm aus, dessen Eltern gestorben waren und über dessen traurige Verhältnisse sie genauen Bescheid wußte . . .

Sie entschied sich diesmal für den Brunnen; aber der Zeiger der Uhr rückte so unglaublich langsam vor, bis er endlich die Vormittagsstunde anzeigte, in der sie sich auf den Weg machen konnte.

Um halb elf Uhr stand sie in ihrem vollen Staat oben und klopfte an die Zimmertüre, erhielt jedoch den Bescheid, der Schultheiß habe zu tun. Nachmittags war sie wieder da, bekam jedoch

dieſelbe Auskunft und ganz ebenſo den nächſten Morgen. Sie war es ſonſt nicht gewohnt, in dieſer Art dort empfangen zu werden, und verſtand auch ein halbgeſungenes Lied zu deuten: — ſie begriff, daß der Schultheiß erraten habe, was ſie ihn zu fragen habe, und ſich auf die Sache nicht einlaſſen wolle.

Gekränkt und beunruhigt von der Behandlung, die ſie erfahren hatte, grübelte und ſann ſie weiter. Etwas mußte es alſo doch ſein.

Als Kriſtenſen mittags heimkam, ließ ſie ſich nichts anmerken, war lauter Liebenswürdigkeit und ſtellte den Aquavit, den er ſich ſonſt aus dem Schrank zu holen pflegte, ſelbſt vor ihn hin auf den Tiſch.

Madam Kriſtenſen war klug und diplomatiſch. Sie hatte die Wahl zwiſchen mehreren Wegen und grübelte über den beſten nach. Einen Augenblick war ſie nahe daran, direkt zu Madam Enerſen zu gehen; ſie wußte, daß ſie dort an der Quelle ſtehe. Aber die ſüßliche, unterwürfige Perſon würde ſich wohl aus der Affäre zu ziehen wiſſen und vielleicht obendrein nur um ſo mehr hinter ihr dreinpoſaunen. Ja, das wäre ja gerade etwas für ſie, wenn ſie erzählen könnte, Madam Kriſtenſen ſei bei ihr geweſen, um den Schmutz von ihrem Manne abzuwaſchen.

Ihr Freund, der Takelmeiſter, war ein geachteter Mann, der keine krummen Wege ging. Er hörte nie auf Gerüchte. Wußte er etwas, ſo war es auch nicht leicht, es aus ihm herauszukriegen.

Indeſſen, ſie hatte keine Ruhe; etwas mußte verſucht werden, und nachmittags ſaß ſie am Kaffeetiſch bei Kjelsberg.

Es wurde viel von Polly geſprochen und

beinahe nichts von Bernt; die erste Tasse war getrunken, und die zweite sollte eben mit Sahne versehen werden, als Madam Kristensen einen Seufzer ausstieß:

„Ja, wer ohne Verleumdung durch die Welt gehen könnte, Takelmeister!"

„Jawohl, das ist ein wahres Wort, Madam Kristensen! Es steht geschrieben: ‚so daß wir nicht verleumden oder Übles reden von unserem Nächsten, sondern alles im besten Sinne aufnehmen!' Um dieses Gebotes willen werden einmal beim jüngsten Gericht auf manch einem Rücken Stockschläge tanzen. ‚Du aber sollst dein Herz nicht den Worten des Verleumders öffnen,' sagt . . ."

„Ich weiß nicht, wer das sagt, Takelmeister! aber jedenfalls sind hier viele, die es dennoch tun."

„Die Zunge ist ein Feuer . . ."

„Jawohl, das ist sie, und eines, das viele Häuser in Brand setzt. Aber wenn Feuer im Hause ist, sollte man seine Freunde zu sehen bekommen, Takelmeister! Statt dessen . . ."

„Allzu wahr, Madam Kristensen! . . . Aber versorgen Sie sich doch . . . Sie betrachten die Zuckerschale? Ja, jetzt ist sie immer voll; aber wie war es im Vorjahre! . . . Es war ein schwerer Krieg, Polly von der Zuckerschale fortzubringen, müssen Sie wissen — es setzte manche Predigten — aber da kam mir einmal der Einfall, Salz hineinzutun. Jetzt kriegt sie akkurat zwei Stücke zum Kaffee — nicht mehr! — und eins als Draufgabe, wenn sie mich hübsch bittet, und zwei, wenn sie die Verklarung gut weiß. Man kann die Lernbegierde nicht genug anspornen, Madam Kristensen . . . sind Sie nicht auch dieser Meinung?"

„Polly ist ein liebes, gutes Mädchen, aus der wird keine Klatschbase!"

„Ja, darin haben Sie recht — wiewohl sie ein Mundwerk hat, das sich hören lassen kann. Sie sollten nur wissen, wie gelungen sie mitunter ist . . ."

„Es ist ein großer Unterschied zwischen unschuldigem Geplauder und boshaftem Geklatsch, Takelmeister!"

„Jawohl, jawohl! Die Bosheit der Welt ist groß."

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen — ja lassen Sie mich nur mit der ganzen Sache herausrücken, dann bin ich es los! Mein Mann merkt ja nichts; aber eine Frau sieht diese Dinge besser. Es hat mich wirklich ein bißchen gewundert, daß Kristensen nicht unter den Schiffern war, die den Oberlotsen trugen. Darauf kann die Witwe selbst nicht verfallen sein. Das hat ihr jemand eingeblasen, aus was für einem Grunde immer . . ."

„Wenn jemand mit Klatsch zu mir kommt, so sage ich immer: ‚Laß uns von etwas anderm sprechen!' Es ist, wie Rauch in einen Sack stopfen. Seit den letzten dreißig Jahren . . . nein, lassen Sie mich sehen . . . es sind einunddreißig Jahre, seit ich hier in der untern Stadt begann . . . es war, als die Bellona aufgetakelt werden sollte . . . hab' ich nie nach anderem gefragt als nach dem, was zu meinem gesetzlichen Beruf gehört. Es nützt nichts, durch blinde Scheiben zu spähen, Madam!"

Madam Kristensen stellte die Tasse ungeduldig auf den Tisch.

„Sie müssen wissen, daß Kristensen beim Seegericht übergangen wurde, und ich meinte bloß, wenn eine Frau weiß, daß sie und ihr Mann

reines Mehl in den Säcken haben, und sie geht zu ihrem Trost zu einem guten, alten Freunde und bittet ihn, ihr zu helfen, indem er sie darüber aufklärt, was die Leute von ihnen munkeln, so soll dieser alte Freund sich nicht drücken . . ."

„Na also!!" . . . Kjelsberg stand auf und begann im Zimmer umherzustolpern — „also, das ist es, was Sie von mir wissen wollen? Ich erzähle Gerüchte nie weiter . . . He, he!" — er blieb stehen und hustete . . . „Wenn Feuer im Hause ist, soll man seine Freunde sehen, sagten Sie? . . . He . . . he!" — er hustete wieder . . . „Es kommt wahrhaftig auch ein wenig darauf an, ob die Freunde Wassersäcke haben, um löschen zu können — und in derlei alten Geschichten weiß ja niemand Bescheid!"

„Alte Geschichten . . . von Kristensen?"

„Na ja, . . . ich sag' nicht, von wem ich es gehört habe, aber bei mir fängt derlei Geschwätz nicht — das wissen Sie ja, Madam! — sonst säßen Sie heute nicht hier und tränken Kaffee in diesem Hause. Aber da Sie es endlich wissen wollen . . . Hat Kristensen nicht vor vielen Jahren irgendwo im Lande vor Gericht gestanden unter dem Verdacht, im Komplott mit anderen ein Fahrzeug in Grund gesegelt zu haben?"

„Jaa . . . das war, ehe wir heirateten . . . bei Hardesvogt Nörregaard; aber er wurde ja freigesprochen . . ."

„Ja, das ist's ja nun gerade! . . . Es war Kristensens Schlauheit, daß er freigesprochen werden konnte, sagen sie. Er hatte alles so fein eingefädelt und berechnet, daß das Gericht ihm nicht zuleibe konnte . . ."

„Aber er wurde ja freigesprochen!"

„Ja freilich."

„Mehr als freigesprochen kann man ja doch nicht werden!"

„Nei—ein! — Darum sage ich, man soll sich in dergleichen Dinge nicht mischen und die Welt schwatzen lassen . . ."

„So! . . . das hat er nun davon, weil er damals den Mut besaß, das Fahrzeug, als es dem Sinken nahe war, über die Nordsee zu führen, während der Kapitän es verließ!"

„Tratsch vergeht und ein redlicher Mann besteht! Es kommt nur darauf an, von Grund aus solid getakelt zu sein — jedes Tau und Stag und jede Webeleine ordentlich geschlagen und geteert und versorgt und befestigt, so daß die Schute alles Schlingern aushält — wofern Er selbst, der über dem Sturm wohnt, das Fahrzeug nicht kappt; — denn dann . . ."

Madam Kristensen hatte die Kaffeetasse umgekehrt und den Löffel obenauf gelegt. Jetzt stand sie auf und nahm den Schal um, der über dem Stuhlrücken hing.

„Ja — ja, Takelmeister! Jeder hat wohl sein Kreuz zu tragen, und Sie haben sich als guter Freund meinen Dank verdient. Aber ein Sinn muß wohl in allem sein, — und daß ein Mann leiden soll, weil er freigesprochen wurde, das habe ich noch nie zuvor gehört! . . ."

Sie blieb stehen und wandte sich nach dem Takelmeister um, der sie zur Türe begleitete; sie hatte glänzende Augen, und ihre Stimme klang seltsam bewegt: „Kristensen sage ich kein Wort! Der hat es ohnehin mit dem Grübeln und nimmt alles so schwer, müssen Sie wissen!"

* * *

Was Madam Kristensen dachte und meinte, ließ sich nicht so leicht erraten, und am wenigsten wußte es ihr Mann. Er begriff fast nicht, was mit ihr vorgegangen war, so fürsorglich schaffte sie um ihn her; er hatte sie seit den Flitterwochen nicht so geschäftig um ihn bemüht gesehen.

War er aber fort, so sah es anders aus. Da ging sie ruhelos aus und ein, von der Stube in die Küche und wieder zurück, häufig die ganze Zeit mit demselben Teller oder derselben Tasse in der Hand, oder sie blieb sitzen und sann und grübelte. Das Haus war so merkwürdig leer geworden. Sie mußte etwas unternehmen — etwas Ausgiebiges, um ein Paar ordentliche Arme brauchen zu können . . .

Eines Morgens hatte sie große Wäsche begonnen für das Haus und zugleich für alles, was auf den Rutland gehörte, so zeitig im Frühjahr es auch noch war. Eine Mietfrau hatte sie im Waschhause, und sie selbst stand in der Küche bei der feinern Wäsche, die Arme in Seifenschaum begraben.

Es ging wie mit Dampf und bald stapelte sich ein Haufe gewaschenen Zeugs neben ihr auf. Gegen Mittag aber, als Kristensen heimkommen sollte, stellte sie den Zuber auf einen Stuhl zum Fenster, so daß sie die Gasse hinabsehen konnte. Sie verfolgte und taxierte in Gedanken jeden, der da ging, und stand lange da, voll Spannung wartend, ob Kristensen ihm etwa begegnen und welch ein Gespräch sich da wohl entspinnen würde . . .

Nein, diesmal mußte Rutland möglichst frühzeitig in See — es war klar, daß Kristensen aus der ganzen Geschichte heraus mußte!

VIII.

Wie Madam Kristensen Bernt kappen mußte.

Der Schifferklub begann weniger besucht zu sein. Der alte Zollkassierer Rasbeck, der immer von 1814 sprach und ab und zu den Klub mit seiner Gegenwart beehrte, fand immer weniger Zuhörer für seine Großtaten aus jener Zeit, wo er Reserveleutnant gewesen, und ebenso wenig Publikum fand Stener Berg für alle seine endlosen Schmugglergeschichten. Kapitäne und Steuerleute hatten andres zu tun.

Es ging gegen die Eisschmelze, und die Schiffe sollten wieder hinaus. Die Jungen stängelten sich auf Eisschollen an den Landungsbrücken entlang oder suchten nach Seesternen und Krabben. Die Gassen begannen sich mit Matrosen zu füllen, die Heuer suchten, und draußen auf dem Hafen war alles voll Tätigkeit und geschäftigem Treiben; man klapperte und hämmerte und teerte, sowohl auf dem Eis als auf den Hellingen, wo die Fahrzeuge gekielholt wurden.

Auch der Rutland lag da, den Pechtopf unter der Schiffsseite, und wurde gedichtet und geflickt, und sowohl Koch Anders wie Nils Kobbervig waren schon in volle Heuer und Arbeit getreten. Ersterer wohnte zwei Meilen von der Stadt in der Tömmerbucht, wo er das Nest voll von Kindern hatte und Winterarbeit für sich und sein Weib fand. Nils Kobbervig dagegen hauste gleich beim Hafen oben am Schmiedehügel als Junggeselle und Hagestolz.

Beide betrachteten sich eigentlich als zum Rutland gehörig, beide ehrten Kristensen und Madam Kristensen, und beide waren alljährlich während des Kalfaterns einig in ihrer Bewunderung für

das unvergleichliche Material, aus dem der alte Rutland ursprünglich verfertigt worden, obwohl sie immer wieder auf Stellen stießen, die sie dichten und spünden mußten, und die oft morsch waren, daß man die Fäulnis mit den Fingern aus den Planken klauben konnte. Bernt war so oft wie tunlich unten und beteiligte sich höchst interessiert an all den Untersuchungen und Vermutungen über die eigentliche Vorgeschichte des elterlichen Fahrzeugs. Es war auch etwas so aufreizend Mystisches an der Sache; denn was für Bewandtnis es mit dem Rutland habe, und wieso er überhaupt noch zusammenhing, hätte schwerlich irgendein im Bauhandwerk gründlich ausgebildeter Schiffsbaumeister nachweisen können; — es war genug, daß es eben der alte Rutland war, da mußte es wohl irgendeinen besonderen Zusammenhang haben.

Aber es gab ja noch so viele andre merkwürdige Geschichten über dieses Fahrzeug. Ein Mann in Stavaern, der einmal vor langen Zeiten Steuermann auf dem Rutland gewesen war, hatte Koch Anders erzählt, er habe gehört, es liege irgendwo im Kiel oder in den Stevenhölzern ein Silberpokal, der dort eingefalzt worden sei, als der Rutland zum erstenmal von Stapel ging, und es sei prophezeit worden, daß das Fahrzeug hundert Jahre alt würde.

Daß der Rutland dies Jahr zu den am frühesten aufgetakelten Schiffen gehörte, war Madam Kristensen zuzuschreiben, die eine geradezu brennende Eile entwickelte. Sie hatte Kristensen eine Menge Gründe anzugeben gewußt. Sie hatte das starke Tauwetter ins Treffen geführt, hatte von den Zugvögeln und dem zeitigen Frühjahr gesprochen, und vor allem Gewicht darauf gelegt, daß

sie diesmal das Jahr nach Möglichkeit verlängern müßten, um die vierhundert Taler Extraausgabe vom vergangenen Jahre hereinzubringen. Kristensen war allerdings nicht leicht aus seiner Gewohnheit herauszureißen.

Es war fast einen ganzen Monat früher als sonst, als sie eines Tages zu Nils Kobbervig in den Schmiedehügel hinaufschickte.

Er fand sich ein und schob sich, die Mütze in der Hand, in die Stubentüre, wo er sich in seiner ganzen Länge aufstellte.

„Da, trink einen Schnaps, Nils! . . . Dies Jahr gedenkt Kristensen früh auszufahren."

„Jawoll, Madam!"

„Höre, Nils! Könntest du dich nicht unter der Hand nach ein paar verläßlichen Leuten erkundigen, so daß wir sie beizeiten hätten. Kristensen hat jetzt so viel zu tun."

Nils begann seinen Rücken höher an die Türe zu schubsen.

„Weißt du von einem?"

„Ich hab' mit Martin Olsen drüben in Renden darüber gesprochen — die Madam kennt ihn ja auch —, ist stark wie eine Mauer bei der Arbeit und sonst auch recht willig."

„So? — der? Aber ist er auch sicher? trinkt er nicht?"

„Um die Wahrheit zu sagen, war es sein Weib, das mich gebeten hat, bei Madam ein Wort einzulegen, weil sie weiß, daß die Madam das Konterbuch führt. Wenn er bloß nicht ans Land kommt, wo er bekannt ist, dann ist alles gut und recht; es sind immer nur die Kameraden."

„Der Landgang ist Kristensens Sache. Ver-

ſprechen kann ich ihr alſo nichts, Nils! Alles kommt auf ihn an; er hat zu entſcheiden."

„Jawoll! — aber wenn die Madam nur ein Wort einlegen will, ſo denk' ich . . ."

„Das kommt darauf an, Nils! Kriſtenſen iſt ſo ſtreng, weißt du."

„Jawoll . . . aber . . ."

„Er iſt nicht zu beugen, wenn er erſt etwas will, weißt du."

„Jawoll! aber wenn die Madam . . ."

„Ich? . . . Ich muß mich in noch viel mehr Dingen fügen als ihr, wenn er's befiehlt. Aber was ſagt' ich vorhin — ja, wir brauchen ja noch den zweiten Mann."

„Den Jungen, meint die Madam?"

„Den Jungen? Ich denke, das beſorgt Bernt wie vorher."

„Geht Bernt denn mit? Mir ſchien, daß der Kapitän ſagte, er ſolle daheim bleiben und in die Schule gehen."

„Bernt? . . . Was ſagſt du da? Haſt du Kriſtenſen ſagen hören, daß . . . Nein, das bleibt wohl meine Sache. Eine Mutter hat doch wohl über ihr einziges Kind mitzuentſcheiden, Nils! Das ſteht doch ebenſo feſt, wie daß er als Kapitän auf dem Rutland befiehlt."

„Hm!" — Nils ſah aus, als behielte er ſeine Meinung für ſich.

„Sag', was du damit meinſt?"

„Ja, wenn die Madam Bernt nicht kappen will, dann . . ."

. . . . „dann geht Kriſtenſen allein hinaus! . . . ohne mich, meinſt du?" Sie ſchritt einmal im Zimmer auf und ab und blieb dann jäh vor ihm ſtehen. Hör' mal, Nils! Es iſt das erſte Mal, daß

ich so dreiste Worte aus deinem Munde höre! So wollt ihr also mit Kristensen und dem Rutland ohne mich absegeln und schalten und walten, wie es euch gefällt? Ja, da hättet ihr freilich freies Spiel. Aber da habt ihr ohne Madam Kristensen gerechnet."

„Ich für mein Teil möchte Sie ja am liebsten mithaben und Bernt auch. Er ist die halbe Gemütlichkeit."

„Das freut mich, Nils, daß du das sagst. Kristensen kann ja auch eine kleine Aufheiterung brauchen. Aber wenn du glaubst, daß ich ihn oder Bernt jemals kappe, so bist du sehr einfältig, Nils!"

„Nein, nein, wenn die Madam das Spill so hievt, dann glaub' ich auch, daß sie die ganze Trosse hereinholt."

„Darauf verlaß dich, Nils! — Ja, aber was ist's mit dem zweiten Mann?"

„Der Bergenser ist ein flinker Bursche und tüchtig, das kann keiner leugnen; und hier ist er auch noch."

„Flink und tüchtig? Das heißt, er hat den ganzen Winter hier und unten in der Tömmerbucht getanzt und gelumpt und gerauft und Spektakel gemacht; ich hab' genug darüber gehört."

„Ja, es ist hier wie in England, die Leute gehen schockweise herum und können keine Heuer finden — wie auch im Vorjahre. Er ist bei mir und bei Anders gewesen und hat gefragt, ob der Rutland nicht bald heraus soll, denn sein Geld sei alle, so daß er Holz hauen müsse, um sich zu erhalten."

„Ja, das kann ich mir denken, bei einem solchen Leben! Hätte ich seine Eltern gekannt, so hätte er keinen Schilling zu Weihnachten gekriegt, ehe ich von ihnen Bescheid gehabt hätte."

„Er fragt immer nach Bernt. Er ſagt, es ſei immer eine ſolche Unterhaltung mit dem Jungen.“

„So? — wirklich? Da hätte er ihn nicht ſo anlaufen laſſen ſollen mit allen ſeinen Geſchichten von Langfahrten, ſag' ihm das!“

„Aber doch hat Bernt von ihm im Vorjahr alle die hübſchen Stiche und Bänder gelernt, die engliſchen und die Liebesknoten und die Trompete und die Boleinenbänder mit dem doppelten Diamantknoten, und was alles ſonſt noch. Er konnte ſich wirklich auch ſonſt immerzu nützlich machen!“

„Ich ſage dir, Nils, der macht ſich aus dem Staub, ſobald es ihm paßt, der bleibt ja nur bei uns, ſolange er's nötig hat.“

„Ach ja, ein hochmütiger Gaſt iſt er, darin hat die Madam recht; aber ſchaden kann es ja nicht, den Vogel zu halten, ſolang wir ihn haben, und dann weiß er ſo gut mit Bernt zu ſchwatzen.“

„Ja, erſt will ich ſelbſt mal mit ihm reden. Nach einem ſolchen Leben rutſcht der uns nicht ſo ohne weiteres an Bord. Warum iſt er nicht heimgefahren?“

„Ja, das mag wohl ſeine eigenen Urſachen haben . . . Ich glaub', er iſt einmal ohne Erlaubnis der Eltern zur See gegangen, und nun will er wohl nicht heim, eh' was Rechtes aus ihm geworden iſt. Er will hinaus und weit fort und als Steuermann heimkommen.“

„Woher haſt du das?“

„Ich hab's von Bernt gehört. Sie waren ja ſo gute Freunde, die zwei.“

„So?“

„Aber Madam ſoll ſich nichts wiſſen laſſen, daß ich's erzählt hab'.“

„So—so! — Das konnt' ich mir ja denken, daß er so ein Ausgeflogener und Verlassener ist. Warum wär' er sonst hier aufs Ostland gekommen, wo es doch mit der Heuer nicht am leichtesten geht! Aber brauchen kann er jemanden, der ein bißchen für ihn sorgt, nachdem er diejenigen aufgegeben hat, die es eigentlich tun sollten. Und schließlich — hat er nichts Ärgeres angestellt, als auf eigene Faust zur See zu gehen, so nehmen wir ihn, Nils! Das kommt daher, wenn man seine Kinder zwingt. Daraus könnte jedermann lernen. Du kannst dieser Tage mit ihm heraufkommen, wenn ich erst mit Kristensen gesprochen habe, und dann heißt du Koch Anders sich für kommende Woche parat halten."

„Jawoll, Madam!"

Als Nils Kobbervig gegangen war, blieb Madam Kristensen in Gedanken stehen. Eine zornige Wolke verbreitete sich über ihr Gesicht.

. . . „Also wirklich hat er das gesagt . . . Es ist seine Absicht, Bernt hier zu lassen — mich von dem Jungen zu trennen!" Sie nickte kurz und unheilverkündend. „Es ist an der Zeit, daß wir die Sache abmachen, denk' ich." — Rasch schritt sie der Küchentüre zu, blieb aber mit der Hand auf der Klinke stehen.

„Jawohl — heute! Je früher, je besser."

Kristensen kam eben vom Rutland herauf, als er unterwegs erfuhr, daß der Schultheiß ihn nun auch bei dem Schätzungsgericht — es hatte sich um eine dänische Kornjacht gehandelt — übergangen habe. Und dies, nachdem man vor einiger Zeit selbst seinen sachkundigen Rat in dieser Affäre eingeholt hatte.

Stener Berg hatte ihm unten in der Gasse

erzählt, wer als Mitglied ernannt worden war, und sich auf seine gewohnte laute Art über die hohe Obrigkeit gewundert, die gerade einen Mann wie Kristensen beiseite ließ.

Beim Mittagstisch gab er einsilbige Antworten, aß nicht viel und ging stumm vom Tische. Seine Frau merkte, daß etwas vorgefallen war, und schob ihr Anliegen für den Abend auf. Es tat ihr weh, ihn so sitzen zu sehen, als hörte und sähe er nicht, und ihr wurde ganz angst und beklommen ums Herz, während sie nachgrübelte, was es wohl wieder gegeben haben könne.

Sie wagte nicht, ihn zu fragen, traktierte ihn aber gegen ihre Gewohnheit mit einem Nachmittagskaffee, der ihn augenscheinlich erweichte; denn er sagte sanft:

„Ich hab's wohl daheim zu gut, Gertrud. Draußen — scheint's — wird Schiffer Kristensen bald nicht mehr zählen. Jetzt taugt er nicht einmal mehr dazu, ein altes Gerippe von einem Küstenfahrzeug zu schätzen, das voll Wasser steht. Nein, es ist so — ich bin diesmal nicht unter den Schätzungsmitgliedern." Er nahm die Mütze und ging wieder hinab zum Rutland.

Madam Kristensen hatte sich ihren eigenen Feldzugsplan zurechtgelegt. Es hieß bloß, mit dem Rutland hinauszukommen, und dies beizeiten, damit Kristensen von der groben Beschuldigung, die hinter dem Tratsch und all der erlittenen Zurücksetzung steckte, nichts erführe.

Wäre sie nicht so besorgt um ihn gewesen, hätte das Benehmen des Schultheißen sie sehr erbittert. Aber bei seiner schwerblütigen, unbehilflichen Natur sah sie mit Angst der Zukunft entgegen. Worauf konnte er nicht verfallen? Sein in

sich versunkenes Wesen, wie sie es heute nachmittag an ihm bemerkt hatte, gefiel ihr nicht; das Ganze konnte zu schwer für sein Gemüt werden — er war imstande, nicht bloß eine Stunde, sondern sein ganzes Leben so sitzen zu bleiben und über das Unrecht zu grübeln, das ihm widerfahren und das er sich nicht einmal von der Seele sprechen konnte, denn je mehr er es versuchte, desto ärger verwickelte er sich in die Schlinge. Man konnte nie wissen, wohin seine Bitterkeit und sein Mißtrauen gegen die Menschen ihn noch führen — wo dies alles endigen konnte.

Sie ging den ganzen Nachmittag umher, nur erfüllt von der Erwartung seiner Rückkehr. Es dauerte lange, bis er kam — sie sah durch das Fenster nach ihm aus. Über dem grauen Winterhimmel dunkelten einzelne schwere, schwarze Tauwetterwolken, und an den Scheiben rieselte es herab, halb Schnee, halb Regen.

Bernt kam heim, erhielt sein Abendbrot und eilte wieder hinaus, das Butterbrot noch in der Hand. Er mußte noch, solange es hell war, einen Sprung nach dem Adelsten machen, den sie gerade auftakelten. Dann saß er im Zimmer und lernte, beide Finger in die Ohren gesteckt, aus Leibeskräften.

Es kam ein Brief an Kristensen. Er war mit Lack versiegelt, und der Bote sagte, er sei nur von der Steuerkommission — es waren wohl die gewöhnlichen Angaben auszufüllen. Sie legte ihn auf die Kommode und bereitete das Abendbrot.

Es war später als gewöhnlich, als Kristensen im Gang den Schnee von sich schlug. Er hatte in dem nassen Wetter eine Extraspaziertour gemacht, und sein Gesicht war rot vom Wind.

„Das ist recht, Mutter, traktier' uns bloß! Es ist immerhin gut, zu wissen, daß der Fisch da von mir selbst bezahlt ist — daß er für meine eigne Rechnung auf dem Teller liegt. Stell' dich immer so, Bernt, daß du selbst deinen Fisch bezahlen kannst, dann hast du niemandem zu danken — vor niemandem zu katzenbuckeln, Junge! . . . Wer seine eigne Schute besitzt, kann ungescheut luvwärts spucken, soviel er will."

Es beruhigte und erleichterte sie, daß er seiner Stimmung Luft machte, und als er zugleich dem Abendbrot mit viel gutem Appetit zuzusprechen begann, hielt sie die Gelegenheit für günstig, um zu sagen:

„Ja, es ist nicht die ärgste Sache, sein eigenes Fahrzeug zu haben! . . . Wenn wir uns mit dem Rutland so weit fortgeholfen haben und Bernt vielleicht einmal das Seinige dazulegt, so können wir den Tag erleben, wo wir ihn als Kapitän auf seinem eigenen Schiffe sehen."

„Na ja! Du weißt ja . . ."

„Ich will bloß, daß wir uns vorsehen sollen. Man soll nichts unerwogen lassen."

„Unerwogen? — Ja so, unerwogen. Ja erwäg' du nur, soviel du willst, Mutter. Ich glaube, wir haben ja oft genug davon gesprochen."

„Meine Meinung hast du aber vergessen in Betracht zu ziehen. Die darf sich doch wohl auch ein wenig hören lassen."

Kristensen legte Messer und Gabel von sich und sagte hart:

„Er soll anders erzogen werden als sein Vater. Der hat sich ohne Bildung durchrackern müssen. Aber darum sitzt er auch so da, wie jetzt in diesen Tagen." Er ließ die Hand schwer auf den Tisch

fallen, daß es klirrte. „Es ist alles die Unwissenheit und der Bildungsmangel, Mutter! Hätte ich etwas gelernt, läge ich jetzt nicht hier wie ein halbtoter Walfisch, in den sie alle hineinstechen können . . . Nein, etwas lernen soll er! — nun weißt du meine Meinung."

Sie sah, daß sie ihn in Aufregung versetzt hatte, und erwiderte sanft:

„Ich denke doch, daß es viele gibt, die von deinem Verstande etwas halten, Kristensen! — sonst fragten sie dich nicht so oft um deinen Rat . . . und — übrigens, Bernt, du kannst dich jetzt niederlegen."

Sie aßen schweigend weiter, während Bernt dem Geheiß folgte. Als sie allein geblieben waren, sagte sie:

„Wir kriegen volle Fracht von Frederiksvärn herauf bis Kristiania, wenn wir zeitig genug hinauskommen."

„Ja, wenn du glaubst, daß mich hier etwas festhält, so irrst du. Mach' dich nur bereit, Mutter!"

„Ich sprach heute mit Nils von dem Bergenser und sagte, wenn du wolltest, so würden wir ihn nehmen. Er kommt Sonnabend zu dir."

„Jawohl!"

„Und dann müssen wir wohl auch Bernt aus der Schule nehmen."

„Bernt? . . . Wir haben ja beschlossen, daß er in der Schule bleibt!"

„Und daß ich fortreise — ohne den Jungen? Hast du bedacht, was du da sprichst, Kristensen?"

„Bedacht — hm . . ."

„Ich sollt' mich von ihm trennen — er hier

sein und wir dort! Als ob wir etwas anderes hätten als den einzigen Jungen."

„Um so größer die Verantwortung, die wir für ihn haben. Hier heißt es tun, was recht ist."

„Was recht ist? So hältst du es also für recht, Kristensen, eine Mutter von ihrem einzigen Kinde zu trennen, das nicht aus ihren Augen gewesen, seit es geboren worden ist? So hältst du dies also für recht?"

„Ja, das tu' ich, Mutter!"

„Du sorgst wahrhaftig dafür, daß es diesmal an Bord gemütlich wird. Sag' mir, Kristensen — und denke darüber nach: Willst du eine Frau bei dir haben, die immer nur unten in der Kajüte sitzt und sich nach ihrem Jungen sehnt? Nein, solch ein Vater hätte ja nicht mehr Herz als diese Holzwand. Ich fürchte, es käme dich teuer zu stehen. Ich könnte dir das nicht so leicht vergessen, Kristensen! Ja, ich sage es dir im voraus. Und den Jungen hier ohne Obhut und Aufsicht zurücklassen!"

„Ich bin nicht derjenige, der dich zwingt, mit mir zu gehen."

„Ist das dein Ernst, Kristensen?"

„Sag' bloß ein halbes Wort, Gertrud, und es soll geschehen, wie du es willst. Ich werde nicht klagen."

„Ich hätte nicht gedacht, daß du so schnell bereit wärst, mich loszuwerden."

„Ich bin diese ganzen Geschichten so satt, Mutter! . . . bin von allen Seiten so durchgerüttelt und zum Äußersten gebracht. Aber solange es möglich ist, soll man versuchen, das Rechte zu tun. Der Junge hat keine Zeit mehr, an Bord Narrenspossen zu treiben; er soll mit etwas be-

ginnen, in dem Ernst und Halt ist. Du, Mutter, kannst tun, was du willst. Aber" — er stand langsam vom Tische auf, als wollte er jede weitere Verhandlung abschneiden — „aber Seemann wird er nicht!"

Madam Kristensens Gesicht schien nichts weniger als resigniert, und sie war drauf und dran, den Kampf fortzusetzen, als er den auf der Kommode liegenden Brief erblickte und in die Hand nahm. „Was ist das? . . . Von der Steuerkommission . . ."

Er hielt ihn ans Licht und las. Sie sah, wie sein Gesicht sich veränderte, und er las zum zweiten Male.

„Na denn! . . . So so! . . . Ja, wenn es kommt, dann kommt alles auf einmal."

„Was gibt es, Kristensen?" Sie mußte die Frage ein paarmal wiederholen, ehe er antwortete.

„Lies selbst. Da verlangen sie nun von mir die schriftliche Erklärung, daß meine mündlichen Angaben über mein Vermögen richtig wären. Sag' mir, was das bedeuten soll? Ich habe den Rutland angegeben und zweitausend Taler und das Haus."

Sie las, überlegte einen Augenblick und warf dann den Brief verächtlich auf den Tisch.

„Das soll bedeuten, Kristensen, daß jemand dahinter gekommen ist, daß wir in Trondhjem Geld liegen haben." — Sie begann nun ihrerseits, die Hand in die Hüfte gestemmt, erbittert im Zimmer auf und ab zu gehen; was war da wohl vorerst zu tun?

„Die Erklärung gibst du natürlich, Kristensen! und setzest hinein, du wärst nie auf den Gedanken gekommen, daß du verpflichtet seist, für die in Trondhjem stehenden achthundert Taler

Steuern zu zahlen. Dann müſſen ſie doch jedenfalls denken, daß du guten Glaubens geweſen ſeiſt. Es iſt nur gut, daß es nicht mehr als achthundert Taler ſind. Wär' das Tauſend voll geweſen, hätte es ſchlimmer ausgeſehen. Nun, was ſagſt du? — Du ſiehſt, die Sache iſt ja nicht ſo bös."

Kriſtenſen ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, beim Tiſche.

„Nun, was ſagſt du?"

„Daß ich lieber wollte, ich hätte dieſe achthundert Taler nicht, ſo ſehr ich am Geld hänge."

„Aber lieber Kriſtenſen, ich verſtehe nicht, was ſeit letzter Zeit in dich gefahren iſt. Du nimmſt alles ſo ſchwer."

„Und ich ſage dir, ich unterſchreibe all dieſe Schnörkel nicht. Ich gebe es gerade heraus an — ſetze bloß die achthundert Taler dazu und zahle in Teufels Namen die Strafe!"

„Aber Kriſtenſen!"

„Baſta, ſage ich! Du verſtehſt wohl den Zuſammenhang. Packen wollen ſie mich."

„Ja, aber du gibſt es ihnen ja ſelbſt an die Hand. Kein Schiffer auf der Welt gibt doch alles an, was er beſitzt."

„Baſta, ſage ich! . . . Na ja . . . ſo geht es! . . . Eines nach dem andern! Nein" — murmelte er — „da darf man ſich nicht zu groß wundern, daß man nicht Schätzungsmitglied wird und den Oberlotſen nicht tragen darf."

Er ſaß in ſich zuſammengeſunken und ſtarrte auf den Boden. Der Lichtſchein fiel auf ſein Kopfhaar, das ſich oben am Scheitel ſchon ein wenig zu lichten begann, und es fiel ihr in eben dieſem Augenblicke auf, wie grau es ſeit Weihnachten geworden war. Es war faſt mehr grau als ſchwarz.

Sie stand da und sah zu ihm hin, und mit einem Male ergriff sie ein Gefühl dessen, was er litt, und wie wenig dieser rechtschaffene Mann es doch verdiente, sich unter der allgemeinen Verachtung beugen zu müssen. Und bei alledem war sie froh, daß er das Ärgste ja doch nicht wußte.

„Kristensen!" —

Er antwortete nicht — hörte nicht auf sie...

Sie legte die eine Hand auf den Stuhlrücken, und mit der andern strich sie über seinen Kopf ...

„Höre, Kristensen! — Ich glaube, du hast recht mit Bernt. Wir beide wollen es uns schon gut einrichten, wenn wir erst wieder an Bord des Rutland allein sind."

* * *

Es war Sonnabendnachmittag, als Polly Kjelsberg die Treppe zu Madam Kristensen hinaufsprang, getrieben von dem Gedanken an den versprochenen Kuchen. Sie blieb im Gang stehen, als sie Bernt in der Küche schluchzen hörte. Es mußte etwas Außergewöhnliches geschehen sein; denn sie sah durch die halboffene Türe, wie er das in den Händen begrabene Gesicht gegen die Küchenbank drückte und der ganze Körper krampfhaft zuckte ...

„Was gibt es, Bernt?"

Er sah sie an und suchte sich zu fassen.

„Hat dein Vater ... dich geschlagen? ..."

Ein stolz abweisender Blick war die Antwort; aber in dem Gefühl, daß eine Erklärung hier nötig sei, um seiner Versicherung Glauben zu verschaffen, sagte er mit stockender Stimme:

„Ich darf dies Jahr nicht mit auf den Rutland. Ich soll hier in der Schule bleiben — auf

der Bank hocken zusammen mit allen diesen Krabben . . . den ganzen Sommer . . . das ganze Jahr hindurch! Aber ich lerne nicht eine Silbe! nichts tue ich . . . nichts als raufen." Er ballte die Faust gegen die Küchenbank, um Polly so recht anschaulich zu zeigen, was daraus entstehen müsse.

„Ach, mach dir doch nichts draus, Bernt!... Wir werden uns schon unterhalten. Komm nur auf unsern Takelboden, da sollst du sehen, was wir alles aushecken wollen. Nein, so bleibst du also wirklich daheim?"

Polly faßte die ihr mitgeteilte Neuigkeit offenbar gerade von der entgegengesetzten Seite auf; sie schien höchst vergnügt und heiter. „Und was kümmerst du dich weiter um die Schule? Mit der werden wir wohl noch fertig werden."

„Höre, Polly! Glaubst du, könnte ich wohl so eine Stunde täglich auf euren Takelboden kommen und dort Dienste tun wie ein anderer Lehrling? Glaubst du, daß du deinen Großvater dazu bewegen könntest?"

„Großvater? den bringe ich zu allem, wenn ich will."

„Willst du es versuchen, Polly?"

„Verlaß dich drauf! Ist deine Mutter drinnen?"

„Ja."

Polly schlüpfte durch die Türe, während Bernt einigermaßen getröstet mit seinem verweinten Gesicht sitzen blieb und weitergrübelte. Was seine Bitterkeit ins Übermaß steigerte, war der Umstand, daß eben vorhin in der Mittagsstunde der Bergenser geheuert worden war, just ehe er selbst zu wissen bekommen hatte, daß er nicht mit durfte.

Polly erhielt an diesem Tage von Madam

Kristensen nicht bloß einen sondern zwei Pfefferkuchen, einen gleich zu essen und einen, um ihn im Beutel nach Hause zu nehmen.

„Höre, Polly," sagte sie jetzt, „du hast ja draußen in der Küche mit Bernt gesprochen?"

„Ja, er hat geweint."

„Glaub' mir, es tut mir leid um ihn, Polly! Er darf nicht mitfahren, sondern soll hier bleiben und in die Schule gehen."

Polly nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Sonst hätte er von jetzt bis Weihnachten frei gehabt!" sagte sie.

„Sieh nur zu, Polly, daß die andern Jungens nicht wieder so garstig gegen ihn sind. Er weiß sich so wenig in acht zu nehmen, und wenn seine Eltern fort sind, hat er niemanden, der ihm von irgendeiner Seite hilft."

„Jaja, Madam Kristensen! Es soll sich bloß einer unterstehen, Bernt auch nur so viel wie anzurühren, so hetze ich so viele Jungen auf ihn, von unten und von dem Schmiedehügel und von der Reeperbahn, daß er sich's schon vergehen lassen soll . . ."

„Schön, Polly!" sie streichelte die Wange des Kindes — „aber sagen darfst du es Bernt nicht, daß ich dich gebeten habe, auf ihn achtzugeben. Wenn wir beide uns zu Weihnachten wiedersehen, mußt du mir alles erzählen, wie es gegangen ist. Wir kommen wohl auch nach Holland, und da kaufe ich dir einen großen holländischen Pfefferkuchen mit Zitronat darin. Sieh, so groß! Aber was sagte er sonst zu dir, Polly — war er sehr traurig?"

„Er sagte nichts . . . anderes, als daß er, wenn er fleißig in der Schule lernte, wohl eine

Stunde jeden Tag zu uns auf den Takelboden kommen dürfe, um Lehrlingsarbeit zu tun. Und wenn Großvater wüßte, daß seine Mutter einverstanden damit sei, würde er es gern erlauben."

„So? — wo ist dein Großvater jetzt?"

„An Bord des Adelsten — beim Takeln. Er kommt erst um sieben Uhr heim."

„In diesem Nebelwetter!" — Madam Kristensen bedachte sich ein wenig. Um sieben Uhr kam auch Kristensen heim. Sie öffnete die Türe zur Küche.

„Höre, Bernt! Der Adelsten liegt ja hinter der Schiffswerft. Komm mit mir; ich habe etwas mit dem Takelmeister zu sprechen."

Sie nahm Mantel und Regenschirm und ging mit ihrem Sohne die Straße hinauf zum Haupthafen.

Kjelsberg war einer jener alten Rigger oder Meisterbootsmänner, die für ihren Beruf lebten und starben. Die ganze Welt war in seinen Augen nichts anderes als ein Fahrzeug, das unser Herrgott für das „Jenseits" auftakelte. Wind und Wetter hinderten ihn nicht in seiner Tätigkeit. Mit seinem krummen Rücken stand er da, meist auf demselben Flecke, — denn die steifen Beine gestatteten nicht viel Bewegung — stieß den Stock aufs Deck und schalt und kommandierte, während er den Tabak mehr aß als kaute. In diesen Tagen ging die Arbeit vom Morgen an bis in die Finsternis hinein. Kaum zum Mittagessen nahm er sich Zeit, und auch seine Leute durften nicht auf viel Mittagsruhe hoffen.

Als Madam Kristensen an Bord kam, war er mitten in einer wilden Scheltpredigt begriffen, wandte sich aber galant um, als er sie erblickte.

„Was steht zu Diensten, Madam?"

„Ich weiß wohl, daß Sie viel zu tun haben, Herr Takelmeister," begann sie, „und ich käme nicht an Bord und störte Sie, wenn es nicht der Umstand wäre, daß der Rutland nächste Woche ausfährt."

„Gewiß, Madam . . . nein, es ist nicht Ihre Gewohnheit, Ihren Nächsten zu stören. Was ist es also?"

„Wir haben uns nun entschlossen, Bernt hier in der Schule zu lassen."

„Um etwas zu lernen, nicht wahr? — — — He he, da oben! . . . seht ihr denn nicht, daß die ganze Talje verdreht ist . . ., daß ihr den Block verkehrt huckt. Umkehren, umkehren, sage ich. So . . . So!" . . . er drohte mit dem Stock hinauf nach der Vordermarsraa: — „Nun, was steht zu Diensten, Madam?"

„Es war eigentlich Ihre Polly, die mich darauf brachte. Denken Sie sich, ein dreizehnjähriges Kind und so klug und verständig, daß sie erwachsenen Leuten raten kann!"

„Ja, die! . . . Hm!"

„Sie meinte, es wäre doch zu toll, wenn Bernt in der Schule seine ganzen Seemannskenntnisse verlernte."

„Ja freilich! Ja freilich! . . . ich sehe das selbst: wenn die Jungens bloß zur Konfirmation fort sind, kommen sie auf den Takelboden zurück, als hätten sie vorher nie etwas Derartiges gesehen und gehört." — Er blickte hinauf zur Raa . . . „Da oben sitzt einer von ihnen und glotzt herunter . . . Na ja, hm . . . und was weiter, Madam?"

„Das kluge Kind meinte, das beste Mittel,

um aus Bernt einen fleißigen Schüler zu machen, wäre, ihm zu erlauben, täglich eine Stunde auf dem Takelboden ihres Großvaters zu verbringen, geradeso wie ein anderer Lehrjunge. Aber es ist dies allerdings zuviel verlangt, und hätte nicht Ihre kluge Polly es mir in den Kopf gesetzt..."

„Ei was, zuviel? Polly ist wahrhaftig klüger als wir beide, Madam Kristensen! ... Sie mit dabei ... Hi hi!" ... Er schüttelte den Kopf und stieß den Stock auf das Deck ... „jawohl, Sie mit dabei! ... und das will viel sagen. Ja, lassen Sie nur den Jungen mit dem Orderbrief seines Vaters kommen, dann wollen wir die Sache schon machen."

Sie schickte sich zum Gehen an. „Kristensen sitzt an Sonntagsabenden so allein daheim," sagte sie Abschied nehmend. „Wenn Sie da einmal zu uns kämen und wegen des Jungen mit ihm sprechen würden, Herr Takelmeister, nur so in der Art, daß Sie fänden, er sei talentiert ... Morgen abend braue ich gerade Punsch."

„Danke, Madam! ... verstehe ... verstehe! ... So steh doch nicht da und gaffe wie ein Pferd, sondern hilf Madam die Leiter hinab! ... Möchtest du nicht zuerst den Marlspieker von dir abtun, du Dromedar! So pack dich doch! ... Ja, das konnt' ich mir wohl denken, daß du wieder mal zu spät gekommen bist" — sagte er, als der Matrose beschämt zurückkam. „Die Frau ist im Boot, ehe so einer wie du Zeit findet, sich umzudrehen."

* * *

Es hatte Madam Kristensen eine wache Nacht und noch einen Tag harten Kampfes mit sich selbst gekostet, ehe sie es sich richtig klar gemacht,

daß sie Bernt wirklich nicht mit haben sollte — daß ihr tatsächlich kein einziges Rad in Bewegung zu setzen, kein Finger zu rühren blieb, um Kristensen noch umzustimmen.

Nun, da es wirklich unabänderlich war, machte sie sich in den wenigen Tagen, die noch übrig waren, mit der Ausstattung des Sohnes, den sie für das ganze Jahr in allem und jedem aufs vollkommenste versorgen wollte, mehr zu schaffen, als wenn sie den ganzen Rutland auf den Schultern gehabt hätte. Er sollte bei der Witwe des Werftvorstehers Nilsen wohnen, in die sie kraft langjähriger Bekanntschaft von des Mannes Zeiten her besonderes Vertrauen setzte. Und als Kristensen eines Tages die Witwe ernsthaft bat, ein Auge draufzuhaben, daß der Junge fleißig sei, stellte Madam Kristensen sich eines Nachmittags selbst mit ihrem Sohne bei ihr ein, um ihr zu erklären, was sie darunter zu verstehen habe — daß er fischen und sich draußen herumtummeln, nicht aber bloß über seinen Büchern hocken solle. Der Junge geriete nach ihr, der nichts Ärgeres hätte geschehen können, als in eine Stube eingesperrt zu werden, statt draußen in frischer Luft zu leben. Dazu komme, daß Bernt ja so gut wie auf der See aufgewachsen sei. „Ein solcher Junge wäre sonst leicht zu Schaden zu bringen, Madam Nilsen!"

Und während nun der Rutland aufgetakelt, verproviantiert und innen und außen mit Scheuerbürste und Schwabber gehörig bearbeitet wurde, nähte man in drei Häusern der Stadt an Bernts Aussteuer, von Madam Kristensen selbst abgesehen, die eine Näherin bis tief in die Nacht beschäftigte. Er bekam sechs neue Hemden, zwei

Paar Stiefel und zwei ganz neue große, fürs Wachſen berechnete Anzüge, von denen der eine feine blaue für die Konfirmation beſtimmt war. All dies ſollte Mittwoch fertig ſein und dazu eine neue Mütze, Hoſenträger, eine Fiſchſchnur und viele andere Kleinigkeiten. Bernt mußte die ganze Zeit wegen des Anprobierens zu Hauſe ſein und bekam aus dieſem Anlaß Urlaub von der Schule.

Mittwoch morgens war alles fertig, und er begleitete ſeine Mutter an Bord in einem neuen Düffelanzug, der ſo ſtark und ſteif war, daß er ganz allein ſtehen konnte wie eine Rüſtung. Der Mutter Uhr hatte er geliehen bekommen, hatte aber verſprechen müſſen, ſie bloß an der Wand hängen zu laſſen und nicht zu tragen, um die anderen Jungen nicht zu ärgern.

Es blies ein friſcher Nordweſt. Das Spill wurde gehievt und die Segel mehr und mehr geſetzt, bis der Rutland aus dem Hafen in das offene Fahrwaſſer zwiſchen den Schiffen glitt. Madam Kriſtenſen ſtand mit klopfendem Herzen und naſſen Augen bei der Reling und ſah auf Bernt hinab, der die Fangleine losgeworfen hatte und nun in der Prahme ſtand, die weiter und weiter von ihnen abtrieb. Während ſie aus dem Laufe bogen, ſchwang der Junge die Mütze. Madam Kriſtenſen brach in Tränen aus und ging raſch in die Kajüte hinab.

Nils Kobbervig ſah Anders an und brach kopfſchüttelnd aus:

„Das hätt' ich nie gedacht, daß die Madam dieſe Troſſe kappen könnte!"

IX.

Der Bergenſer.

Drei bis vier Wochen danach lag der Rutland im Hafen von Kriſtiania und lud Eiſen und Gußwaren ſowie Kartoffelbranntwein in großen Pipen ein; letzteren hatte Kriſtenſen auf eigene Rechnung gekauft, um ihn in den Küſtenſtädten abzuſetzen.

Kriſtenſen war während der ganzen Tour kurz angebunden geweſen. Die Leute konnten ihm nichts recht machen. Hier in Kriſtiania hatte er ſich über das Brückengeld geärgert und war nun beim Verſtauen der Branntweinpipen ſo ängſtlich, daß es platterdings unmöglich war, ihn zufriedenzuſtellen.

Ringsumher war ſtrahlender Frühling auf Land und See; die Speicherwände bei Borkehullet waren heiß, und der Schnee auf den Straßen war geſchmolzen.

An Bord des Rutland aber herrſchte Grauwetter; es war, als ſei das Schiff damit geladen: nichts gab es als Arbeit und Plage, und von Landgang war wenig die Rede. Madam Kriſtenſen ſah nicht ein, was die Leute anderes auf dem Lande zu tun hätten als die paar armſeligen Schillinge anzubringen, die ſie mit der Heuer verdient hatten.

Sie wartete auf einen Brief von Bernt und ging täglich zum Poſtamt auf den Platz hinauf, um ſich zu erkundigen; kam aber jedesmal gleichermaßen enttäuſcht und wortkarg zurück.

An dem Tage, ehe ſie Anker lüften ſollten, kam ſie ſpäter als gewöhnlich an Bord. Sie hatte viel in der Stadt zu tun gehabt und war nicht

dazu gekommen, im Postamte nachzufragen, da sie wußte, daß Kristensen sie zum Mittagmahl erwartete, während die Leute Arbeitsrast hielten. Sie kam rasch und geschäftig die Brücke herab, mit umgebundenem Shawl und den Beutel an den Arm gehängt. Niemand konnte so unzugänglich düster dreinschauen wie Madam Kristensen, wenn sie schlechter Laune war; da prallte aller Sonnenschein an ihr ab.

„Jetzt gib acht, wie die Windfahne sich ändern wird!" — sagte der Bergenser zu Anders. „Gib acht, du wirst was sehen. Ich prophezeie dir Landgang und allerlei anderes für heute abend."

Kristensen saß beim Kajütenroof, anscheinend ganz gleichgültig. Er wandte sich bei ihrem Kommen nicht um, und erst als sie in verdrießlichem Tone sagte: „Ich konnte nicht früher kommen, Kristensen" — reichte er ihr ruhig einen Brief hin; er hatte den Bergenser ins Postamt geschickt.

„Was? — Von wem ist er? . . . Von Bernt?" . . . Sie betrachtete ihn von der einen und der anderen Seite. Es war ein unschön zusammengefaltetes grobes Papier mit einem Kupferschilling als Siegelsignette. — „Denk doch, Kristensen! ich erkannte nicht einmal die Handschrift des Jungen!"

„Na, allzu schön ist sie eben nicht, Mutter!" Kristensen folgte ihr; sie war schon in der Kajüte verschwunden.

Als er hinunterkam, saß sie auf der Schiffskiste und las:

„Lieber Vater und Mutter!

Alles wohl! . . . hier ist ein Russisches Kreuzsegelschiff gewesen mit Wolkensegel und doppelten Marsraaen. Steckte zu Tief. Mußte aus-

geprahmt werden. Sonſt nichts als wie das gewöhnliche. Fortuna ging vorige Woche von ſtabel, die Kjelsberg getakelt hat; mit Patentblöcken. Auch Madam Nilſen grüßt, dann Fliti und Polly. Wir Unterhalten uns, aber die ur darff ſie nicht aufziehn. Sie Schwenzt immer die Schule, wenn ſie will. Grüßt alle und den Bergenſer und möchte Gern wiſſen, wohin Ihr geht. Bernt."

„Was meinſt du, Kriſtenſen? Iſt es nicht merkwürdig, wie der Junge ſich um alles kümmert? Von dem kann man was erfahren. Nun wiſſen wir alles . . . alles!" Madam Kriſtenſen war gehobener Stimmung.

„Alles, ſagſt du, Mutter! . . . Jawohl, . . . alles bis auf die Schule. Von der höre ich keine Silbe. Alles das von dem Ruſſen mit dem Wolkenſegel und den doppelten Marsraaen mag ja hingehen, aber ich möchte etwas von den Schulnoten erfahren. Höre, Mutter, wenn du ſchreibſt, ſo ſag' du ihm, ich wollte gerade das hören, und er hätte es mit mir zu tun, wenn es nicht patente Noten wären . . . Ja freilich mit Wolkenſegel und Marsraaen, damit käme er weit!"

Madam Kriſtenſen kam mit dem Briefe in der Hand aufs Deck hinauf und richtete dem Bergenſer Bernts Gruß aus.

„Schade, Madam, daß er diesmal nicht mitkam. Ich ſehe ihn noch oben in der Sahling."

Madam Kriſtenſen antwortete nicht.

„Ja, denn ein ſolches Zeug zum Seemann hab' ich noch nicht geſehen . . . nicht einmal daheim in Bergen!"

„Wahrhaftig?"

„Und wie vergnügt er war . . . Voll Leben! Es ſind Jungens genug da unten an der Brücke;

aber ich wette, mit Bernt nimmt's keiner auf, nein, kein einziger."

„Ich fürchte, du könnteſt Bernt allerlei in den Kopf ſetzen, Bergenſer! — aber ich will ſchon ein Aug' auf dich haben."

„Auf mich, Madam?" Er ſah ſich um. „Na, das iſt hier keine Kunſt, man hat nicht gerade überflüſſig Ellbogenraum, wiewohl wir in der Hauptſtadt liegen, wie es heißt."

„Du hätteſt wohl große Luſt, ans Land zu gehen, Bergenſer?"

„Das haben wir alle — und heute iſt der letzte Abend."

„Kriſtenſen hat befohlen, es ſollte keiner ans Land, ehe das Schiff nicht vollgeladen iſt; aber jetzt magſt du ihnen allen ſagen, ſie dürften nach Arbeitszeit von Bord, und etwas Geld bekämen ſie auch mit. Aber um zwölf Uhr wieder an Bord ſein, Bergenſer!"

Sie verließ ihn ſehr gnädig und ſetzte ſich in die Kajüte, um neuerdings Bernts Brief zu ſtudieren. Ihn bloß hervorzuholen, zu öffnen und hineinzuſtarren, war für ihr Mutterherz ein Genuß. Nachdem ſie dies viele Male getan, ſuchte ſie endlich Tinte und Papier hervor und begann die Antwort zu ſchreiben. Es war eine lange Arbeit; es gab ja an ſo vieles zu denken, ſoviel zu erzählen, daß ſie noch ſchreibend beim Tiſche ſaß, als die Leute um ſechs Uhr in vollem Staat das Schiff verließen. Daß Kriſtenſen ſo ſtreng auf das Klaſſenbuch ſah, machte ihr Bernts wegen nicht geringen Kummer; aber ſie hatte ſchon ein Mittel gefunden. Sie gab ihm ihr und des Vaters Verſprechen, daß ſie ihm in Holland eine Konfirmationsuhr kaufen würden, wenn er gute Zeug-

nisse schickte; die bisherigen sollten nicht mitgerechnet werden.

Sie ging selbst zum Postamt, kaufte in einem Laden einen Leckerbissen für Kristensen und entwickelte bei dem Abendbrot einen ausgezeichneten Humor.

Es war elf Uhr, als Koch Anders und Nils Kobbervig in lautem Gespräch daherkamen, das jedoch alsbald gedämpfter klang und ganz verstummte, während sie an Bord gingen. Unten in der Mannschaftskajüte brauchten sie eine unendliche Zeit, um mit Hilfe des Feuerstahls ihre Pfeifen anzuzünden.

Erst als diese beiden zuverlässigen Stützen wieder an Bord waren, zog auch in Kristensens Kajüte Ruhe ein.

Das Ehepaar hatte wohl zwei bis drei Stunden fest geschlafen, als ein furchtbarer Spektakel oben auf Deck sie weckte. Es war der Bergenser, der, von zwei Nachtwächtern geleitet, ohne Jacke heimkehrte, das eine Auge geschlossen, mit zerrissenem Hemde und rückwärts sitzendem Halstuch.

Er hatte getanzt und getrunken und getrunken und getanzt, bis der Saal sich vor ihm drehte, und dann hatte er jedem, der da herankam, so viele Schmeicheleien an den Kopf geworfen, wie Kugeln in Bergens Stadttor steckten, hatte sie lehren wollen, „wie man getrocknete Fische verpackt" und dabei so viele gelungene Beispiele bergensischer Raufkunst zum besten gegeben, daß es zuletzt nur die Dazwischenkunft der Nachtwächter war, die ihn vor den rächenden Fäusten rettete.

Madam Kristensen stand halb versteckt hinter dem Kajütenroof und sah zu, wie Kristensen

ſich auf die beſte Art mit den Nachtwächtern abfand.

Mit dem Bergenſer ſelbſt war im Augenblick nichts zu machen; der ſaß ganz matt vornübergebeugt auf dem Spillnock und grübelte über ſein Schickſal . . .

Er war ſo unglücklich! . . . Vater und Mutter kränkten ſich über ihn, weil er zur See gegangen war. . . . Aber Böttcher wollte er nun mal nicht werden. Er ſchlug auf das Spillnock und wiederholte in ſteigender Aufregung, er ſei unglücklich . . . unglücklich . . . und leider überdies daheim verliebt. Dieſer letzte Gedanke überwältigte ihn ſo ſehr, daß er zu weinen begann. Als er aber dann wie ein Hahn zu krähen anhub — ein Kunſtſtück, mit dem er ſo oft auf dem Schiffe Erfolg gehabt — verließ Madam Kriſtenſen ihn und trat zu ihrem Manne.

„Eltern, die ihre Kinder zwingen, tragen eine große Verantwortung, Kriſtenſen!“

Auch Martin aus Benden wurde im Laufe des Vormittags ſchlafend und total betrunken auf einem Bretterhaufen auf dem Grönlandsmoor aufgefunden.

„Da ſiehſt du, was bei dem Landgang herausſchaut,“ ſagte ſie aufgebracht, als ſie endlich in See ſtachen.

„Sag lieber, was dabei herausſchaut, wenn man mit dem Landgang ſo karg iſt, Mutter!“

Madam Kriſtenſen antwortete nicht, aber ihre Miene beſagte, daß es bis zum nächſten Male gute Weile haben ſollte.

* *
*

Es war dies Jahr nicht gemütlich, beim Rutland verheuert zu sein — ein Schuften und Rackern vom Morgen bis zum Abend, während man im Hafen lag, und unter Segel war's nicht besser. — „Die ganze Schaluppe bis zum Kielschwein hinten brummt!" behauptete der Bergenser.... „Kristensen brummt, die Madam brummt, Anders und Nils sind stumm wie Fische — und sogar der Luvbaum steht da und knirscht und brummt." Er selbst ging voll Sehnsucht nach seiner großen Reise herum, aber es waren schlechte Zeiten und geringe Aussicht, hinauszukommen.

Dieselben schlechten Zeiten waren es, die Kristensen im August bestimmten, mit einer Fracht von Fischen und Tran, die er sich in einer der nördlichen Städte verschafft hatte, nach Holland zu gehen.

— Sie hatten in der Nordsee Sturm gehabt, und Rutland kreuzte mit gerefftem Großsegel und Fock und Sturmklüver vor Vlieland, in der schwachen Hoffnung, noch vor Nacht einzulaufen. Noch pfiff und sang und seufzte der Wind, wenn auch in verhallenden Melodien, in Wanten und Tauwerk, das Fahrzeug knackte in den Fugen, wenn es durch die hohen Dünungen hinabfiel, die von Zeit zu Zeit mit einem entsprechenden Staubregen über Luvbug sprühten, und die Leute schlürften in Seestiefeln über das nasse Deck. Es zeigte sich, daß der Wind mehr und mehr abflaute; Kristensen kommandierte: Reff heraus! und eine Weile wurde es lebendig an Bord. Die Abendsonne flammte über das unruhige Meer wie lange, leckende, blutrote Fahnen, stellenweise mit einem plötzlich auftauchenden Weiß darin. Man ging mit einmal gerefftem Großsegel, und Kristensen

ſtand oben und ſpähte durch das Fernrohr nach Vlieland aus, ſchüttelte den Kopf und brummte:

„Gut, daß wir noch helle Nächte haben! . . . Hart im Luv, Anders! . . . nicht höher. Sieh dich vor.“

„Sie iſt ſo luvgierig, Kapitän! . . . ſie braucht einen beſſeren Klüver.“

„Sie braucht eine beſſere Steuerung! . . . ſieh dich vor.“

Eine Weile ſpäter kam Madam Kriſtenſen raſch heraufgeſtürzt. Sie hatte wieder ihren Anfall von Seekrankheit gehabt.

„Aber was iſt das nur unten für ein fürchterlicher Geruch? Er kommt vom Kielwaſſer. Es leckt etwas. Sicher iſt eine der Trantonnen beim Schlingern leck geworden — ich hörte es ja, wie ſie ſich warf; aber ihr da oben habt ja keine Ohren!“

Schon war Kriſtenſen mit Nils und Martin drüben bei der Luke, die ſie öffneten.

„Es ſind ja nur fünfzehn Taler, Kriſtenſen! . . . . Das iſt ja in ſolchen Zeiten nichts für uns,“ brach ſie aus, als ſie, durch die Luke hinabſehend, entdeckten, daß eine obenauf liegende Tonne durch das Schlingern leck geworden war.

Er antwortete nichts auf ihre halben Bemerkungen, ſtieg aber mit einigen Leuten in den Schiffsraum hinab, um die Sache weiter zu verfolgen.

Als ſie wieder heraufkamen und die Luke überdeckten, begann ſie von neuem:

„Sollen wir etwa gar die ganze Nacht hindurch dieſen angenehmen Trangeruch in der Kajüte aushalten? Das iſt unmöglich, Kriſtenſen! Davon wird man ja wieder ſeekrank.“

„Naja, wir wollen versuchen, auszupumpen, Mutter!“ erwiderte Kristensen, der angesichts des Zornes seiner Gattin sanft geworden war. Die Pumpe wurde in Gang gesetzt; aber man sah es den Leuten recht gut an, daß sie dies als eine unzeitige Zugabe zu all der Nachtwache und Wetterunbill betrachteten. Nils blickte beim Pumpen mit extrakrummem und scharfem Schnabel finster in das Deck hinab und der Bergenser, der mit half, äußerte ein wenig zu hörbar vor sich hin:

„Die Schute zieht so viel Wasser aus und ein, daß der Tran wohl ohne Pumpen ausfließt.“

„Besten Dank für die Liebenswürdigkeit, Bergenser,“ ließ Madam Kristensen sich bald darauf wiederum hören, „daß du mir die Trosse gerade über den Kopf schmeißest, wie ich eben daran bin, ein Auge zuzumachen! . . . Hab' auch noch niemals jemanden bei dieser Arbeit singen hören.“

„Ja, ja, das Singen, das ist überhaupt jetzt was Ungewohntes, seit Bernt nicht mehr an Bord ist!“ replizierte er gewandt.

Madam Kristensen blieb bei der Reling stehen und starrte hinaus . . .

Der Rutland wurde über neuen Bug gelegt und die erste Wache beim Steuer abgelöst. Der Koch Anders, der nach der letzten durchwachten Nacht beim Steuer eingenickt war, ging mit dem Handlot, das noch ausgeworfen werden sollte, ehe er die Koje aufsuchen durfte, schlaftrunken nach vorne. Hier war graues Wasser, und die See ging schwerer und krapper, was darauf hindeutete, daß es unter der holländischen Küste starke Untiefen gab.

Anders stand gerade bei der Luvrüste, das Lot in der einen Hand schwingend, um es möglichst weit auszuwerfen, während er um die andere die

Leine mehrmals aufgewunden hatte. In dem Augenblick, da er das Lot warf, wankte er jedoch plötzlich, fuhr mit der Hand aus und griff ein paarmal nach der Wante. Madam Kristensen war ihm mit den Augen gefolgt.

„Anders! . . . Anders! . . . über Bord!" schrie sie, weiß vor Angst.

Er war bei einem unerwarteten Stampfen des Fahrzeugs ausgeglitten und hatte den Halt verloren oder die Lotleine hatte sich verwickelt und um ihn gehakt.

„Mann über Bord!" brüllte der Bergenser hinter ihr. Nils, der beim Steuer stand, wiederholte den Ruf und drehte auf den Wind, ohne Kristensens gleich darauf folgendes: „Nieder das Steuer!" abzuwarten.

„Werft die Fender aus! . . . alles Flößbare!" rief Kristensen gleich darauf.

Es war dieselbe Idee, die Madam Kristensen augenblicklich veranlaßt hatte, ein paar Bretter, eine Spiere und eine kleine Kiste über Bord zu werfen. Nun kamen noch ein paar leere Tonnen dazu, ein Spriet, ein Hackblock und allerlei anderes, das bei der Hand lag.

Einen Augenblick lang hatte sie Anders in der hohen See gerade im Schaumgang vor der Reling an sich vorübertreiben sehen. Er starrte sie an wie mit einer letzten Bitte im Auge. Und sie wußte wohl, was es war: — er war verheiratet und hatte sieben Kinder. Er schrie noch einige Male hinter dem Heck, während sie hinauswarf, was sie erwischen konnte. Einen Augenblick hatte sie auch eine dunkle Vorstellung, als ob zwei schrien, aber ihre Angst ließ sie keinem anderen Gedanken Raum geben.

Das Fahrzeug ging noch ziemlich rasch und lag nun schon ein weites Stück oberhalb der Stelle. Während die Leute arbeiteten, um backzubrassen und beizulegen — Kristensen war selbst ans Steuer gegangen — stand Madam Kristensen in atemloser Angst und spähte leewärts hinaus zwischen die hohen Wellen, um womöglich einen Punkt zu entdecken, der Anders sein konnte. Sie sah die über Bord geworfenen Bretter in langer Reihe achterwärts auf- und niedertauchen und die Brust schnürte sich ihr zusammen. . . . Es dauerte unsäglich lange, ehe die Leute das Boot ausgesetzt hatten, und ihr Auge suchte und suchte, während sie unaufhörlich wie in einer Vision sein Gesicht vor sich sah.

Er mußte gesunken sein! . . . diese Überzeugung wurde ganz überwältigend für sie, und sie rief den Leuten, um sie womöglich noch mehr anzuspornen, außer Fassung zu:

„Ein Weib und sieben Kinder . . . denkt dran . . . . ein Weib und sieben Kinder!"

Nils war in die Wanten hinaufgeentert und sah hinaus.

„Dort drüben! . . . alle beide . . . hinter der hintersten Tonne!" schrie er plötzlich hinausdeutend, indem er rasch von den Webeleinen herabstieg.

„Boot heraus! . . . Hurra Bergenser!" — brüllte Kristensen durch den Rufer und schwenkte die Pelzmütze, um ihnen ein Signal zu geben. „Er hat Anders das Ruder unter die Arme gesteckt!"

Mit einemmal unterschied Madam Kristensens scharfer Blick oben auf einer mächtigen, langsam rollenden Dünung dicht nebeneinander zwei Köpfe. Sie begriff, daß der Bergenser, als er hinter ihr

vom Heck gerufen hatte, auch im selben Augenblick mit einem Ruder ihm nachgesprungen war . . .

Nun verschwanden sie wieder! . . . Die beiden Köpfe kamen zum Vorschein und entschwanden in langen Zwischenräumen wie zwei Braunfische, während das Boot sich ihnen mehr und mehr näherte.

Madam Kristensen stand unbeweglich an der Reling, bis sie ganz unter der Schiffsseite und endlich an Bord waren. Da aber begann ihre Tätigkeit. Während Anders in die Koje gebracht wurde und der Bergenser sich mit zitternden Knien hinunterschleppte, „um sich die Jacke auszuringen", wie er mit einem Versuch zu scherzen sagte, machte Madam Kristensen Feuer in der Kambüse, zählte fünfunddreißig Kampfertropfen ab, ohne mit der Hand zu zittern, fühlte Anders den Puls und das Herz . . .

Und erst, als alles in Ordnung war, wandte sie sich dem Bergenser zu und wollte auch ihm fünfundzwanzig Tropfen aufnötigen; da aber zitterte sie und konnte vor Tränen nicht zählen, so daß sie den Teelöffel sinken lassen mußte.

. . . „Ein Weib und sieben Kinder, Bergenser! . . . und . . . was haben wir dir zu danken . . . Du Armer! — kannst nicht einmal ordentlich die Kleider wechseln. Warte, ich schicke dir ein gutes Wollwamms herunter, das dir nützen kann, und ordentliche Stiefel habe ich auch nicht an deinen Beinen gesehen."

Es währte eine ganze Stunde, bis der Bergenser wieder auf Deck heraufkam. Der hübsche schmucke Mensch war angegriffener, als er es gestehen wollte. Sein Gesicht war noch sehr blaß und die Stimme heiser. Er saß nun als Löwe des

Abends in seinen besten Kleidern auf dem Kajütenroof, während sie bei Halbdämmer und mattem Sternenschein in den schmalen Lauf zwischen Vlieland und Texel einsegelten, und Madam Kristensen schenkte ihm und den andern heißen Punsch ein. Man mußte ja von der Sache reden, es war ein Bedürfnis in ihr und in ihnen allen; aber noch wußte keiner was Rechtes zu sagen, sie waren alle noch zu sehr hergenommen. Anders lag unten in tiefem Schlaf; Nils saß auf der Luke und nickte mit seiner spitzen Nase, als wollte er, wie der Bergenser sagte, „den Bootshaken ins Deck bohren", und mit Martin stand es auch nicht besser. Kristensen hatte Steuer und Ausguckwache übernommen. Nach Harlingen kamen sie kaum vor zwei, drei Uhr des Nachts.

Madam Kristensen saß, ganz in ihre Gedanken verloren, allein bei der Reling. Endlich rief sie den Bergenser zu sich.

„Höre, Bergenser! — schreibst du niemals heim? . . . Na, sei aufrichtig und lüg mir nichts vor!"

„Nei . . . ein, Madam!"

„Und deine Eltern leben . . . alle beide?"

„Ja — mein Vater ist Böttcher."

„Was würde wohl, glaubst du, deine Mutter sagen, wenn sie wüßte, wie du heute da draußen im Wasser gelegen hast?"

Des Bergensers Blick wich ihren forschenden Augen aus. Endlich sagte er ablenkend: — „Ach, es ist ja alles gut ausgefallen, Madam!"

„Was sagst du, wenn ich dir Gelegenheit verschaffte, heimzureisen? . . . ich könnte ja mit deinen Eltern sprechen."

„Damit man mir wieder erlaubte, mit Schlag-

band und Daube zu hantieren und in der Neujahrsnacht mit der Rippermuſik herumzuziehen? Nein, ſchönen Dank, Madam!" Er ſprang trotzig auf und etwas Wildes kam in ſein Weſen. — „Ich hab's ja noch nicht verſucht, vom Rutland durchzubrennen. Aber wenn ich jetzt nach Holland komme, könnt' es ja anders werden, und dann grüßen Sie mir Bernt recht fleißig, Madam! — denn heim geh ich nicht, mein Vater iſt nicht danach!" fügte er finſter hinzu.

„Dann iſt es vielleicht beſſer, Madam Kriſtenſen verhilft dir auf irgendeine honette Art wieder zu einer Langfahrt, wenn ſich eine Ausſicht in Holland zeigt. Von uns ſollſt du fort, Bergenſer, ohne daß du dich zu ſchämen brauchſt."

Sie trat von ihm weg und ging hinab in die Kajüte. Eine erregte, gepreßt ſchwere Gemütsſtimmung hatte ſie ergriffen, ohne daß ſie ſich ſelbſt den Grund erklären konnte. Sie mußte ſich irgendwie Luft machen, dachte an Bernt und wie es geweſen wäre, wenn er den Sprung gewagt hätte — er hätte es ſicherlich getan — und hörte wieder die kurze Antwort des Bergenſers: „Mein Vater iſt nicht danach!" . . . Es war außer der Spannung des Tags ſo viel, was in ihr emporſtieg, nicht zuletzt der Gedanke, daß Kriſtenſen auch „danach" war, um Bernt zu zwingen, und die Unmöglichkeit für ſie, mit ihrem Manne, den die Kränkungen daheim ſo wund und empfindlich gemacht hatten, den Kampf aufzunehmen.

Sie lag in der Koje und weinte und ſchluchzte, daß ſie ſelbſt es eine Schande nannte; aber je mehr ſie weinte, deſto mehr mußte ſie weinen. Als ihr Mann ſpäter herabkam und ſie in dieſem Zuſtande erblickte, wurde ihm ganz wunderlich zu-

mute. Nie zuvor hatte er seine Frau so schwach gesehen.

„Ja freilich war es gräßlich zu sehen, wie er über Bord ging, aber jetzt ist es ja vorüber, Gertrud!"

„Vorüber? . . . Nein, es ist nicht vorüber, Kristensen — nicht einmal am Anfang, aber das verstehst du nicht."

Kristensen stand mit halboffenem Mund; er verstand allerdings nichts — und würde es auch nie verstehen.

Sie stützte den Kopf auf den Arm, der auf der Kojekante ruhte.

„Siehst du nicht, wie hübsch der Bergenser ist, Kristensen? Ich fand es vom ersten Tage an, als er an Bord kam."

„So?"

„Ein wenig toll und wild, aber so recht ein Junge zum Liebhaben."

„So, Mutter?"

„Mir können die Eltern leid tun, denen er ausgerissen ist."

„Mag schon sein."

„Ich denke, wir sollten ihm für das, was er heute getan, etwas geben."

„Du hast ihm ja eine Wolljacke und Schuhe gegeben, denk ich . . . Aber bitte, nur zu!"

„Was meinst du zu fünf Talern?"

„Aus meiner Tasche? . . . Mutter, du bist ja recht spendabel geworden."

„Fünf Taler soll er haben und mein neues schwarzes Seidentuch — es läßt sich gut entzweischneiden, — und zwei von deinen Hemden — er muß eine ordentliche Unterkleidung kriegen."

„Der? . . ." Kristensen ging zwei- bis drei-

mal in der Kajüte auf und ab und holte tief Atem. „Ich denke, was anderes soll er auch noch kriegen — von mir!“

Sie sah ihn an, verstand aber seine Bemerkung nicht recht und fuhr fort: „Und dann wollen wir beide zum Konsul in Holland gehen und ihm erzählen, was geschehen ist; vielleicht kriegt er die Medaille. Seine Mutter wird einmal stolz sein, den schmucken Jungen mit der Medaille zu sehen.“

„So . . . aha — aber nur weiter . . . nur weiter!“ Sie sah seine Gesichtszüge in der Dämmerung nicht.

„Ja, und dann sollst du dich bei den Kapitänen drinnen in Harlingen oder Amsterdam erkundigen, wo eine gute Heuer für den Jungen wäre, so daß er wieder auf Langfahrten käme.“

„Ja so—o. Du willst ihn auf Langfahrt schicken!“ — platzte Kristensen plötzlich in einem ganz veränderten Tone heraus. „Du willst, er soll hinaus und was sehen. Ja natürlich, das soll er auch! Ich habe mir längst gedacht, daß das besser für ihn wäre, als sich hier auf dem Rutland nutzlos herumzutreiben! . . . Und besonders seit alledem, was er heute für Anders getan hat. Ja, freilich muß er fort. Du denkst doch auch an alles, Gertrud. Hätte ich dich nicht, dann“ — er ging hin und klopfte sie auf die Wange und küßte sie — „dann wäre ich ein armer Mann . . . jawohl ein armer Mann!“ . . .

Er setzte sich auf die Schiffskiste mit zusammengepreßten Händen und drehte die Daumen umeinander. Auch in ihm war eine Bewegung, die er nicht zeigen wollte.

. . . . „Und, wie du sagst, fünf Taler . . .

und die beiden besten Hemden . . . und . . . was du sonst meinst . . ."

„Der Lotse sagt, wir müßten vor Harlingen purren: wir haben die Leuchttürme vor uns," meldete Nils Kobbervig. — „Anders geht's gut . . . schläft wie ein Sack!"

* *
*

So hatte sich denn Schiffer Kristensen selbst auf den Weg gemacht und schon am nächsten Vormittage erfahren, daß oben im Hafen ein norwegisches Kreuzsegelschiff lag, das Fracht nach Pernambuco lastete. Die Sache war bald in Ordnung und der Bergenser als Leichtmatrose angemustert worden. Alle weiteren Schritte tat Madam Kristensen. Sie machte auf dem Lande mit dem Kapitän des Schiffes Bekanntschaft und bat ihn, sich des neuen Matrosen anzunehmen. Den Tag vor der Abfahrt schickte sie ihm ein Präsent von altem Käse und Trondhjemer Aquavit und begab sich hierauf selbst in vollem Staat an Bord, um ihm die Lebensgeschichte des Bergensers zu erzählen und dessen letzte aufopferungsvolle Heldentat anzuvertrauen.

„Und dabei so tüchtig in aller Schiffsarbeit... Großartig im Reffen und Beschlagen! Sie werden etwas aus ihm machen, Kapitän, so daß er als ein ganzer Kerl zu seinen Eltern heimkehren kann."

„Will Ihretwegen mein Bestes tun, Madam! . . . und vielleicht auch des Burschen wegen, wenn ich ihn erst kennen gelernt habe."

„Vor allem muß man ihn ordentlich in Zucht halten."

„Soll geschehen, Madam Kristensen!"

„Ich sage Ihnen, Kapitän, er ist einer von

denen, die den Leuten anhänglich sind, die sie gern haben. Dazu immer munter und guter Dinge und voller Leben! . . . Aber nicht zuviel Heuer und nicht zuviel Landgang."

„Verstehe, ein unruhiger Gast!"

„Er sieht aus, als sei alles nur leichter Schaum, aber der ist bloß oben drauf. Es ist Stoff in ihm, das weiß ich und mag sein, daß Sie das einmal merken werden, wenn Sie jemand Verläßlichen brauchen."

„Sie haben mein Wort drauf, daß ich mich seiner annehmen werde."

„Ich dank' Ihnen, Kapitän. Ich komme mir vor, als sei ich die Mutter des armen heimatlosen Burschen, und wenn Sie einmal eine kleine Nachricht über ihn nach der Reederei daheim schicken würden, so daß mein Mann und ich etwas von ihm hörten, wäre es uns eine Freude."

„Werde nicht vergessen, Madam Kristensen! . . . Wie? . . . darf ich nicht noch Wein einschenken? Sie nippen ja kaum."

„Ich vertrage nichts Starkes, müssen Sie wissen, aber wenn ich jetzt das Glas austrinke, ist es nur, um einem guten Manne Dank und glückliche Reise zu sagen."

Madam Kristensen erhob sich von dem Tische der großen schönen Kajüte, in die man sie geführt hatte. Im geheimen hatte sie sich Bernt als Kapitän solch eines Schiffes gedacht.

Sie war in guter Laune, als sie wieder an Bord des Rutland kam, der beim Kai lag und Ziegel lastete, und sie wurde es noch mehr, als sie erfuhr, daß Aussicht vorhanden sei, schon in derselben Woche auszuklarieren. Ihr schien jetzt die-

jenige Fracht die beste, die am raschesten heimwärts führte, und sie hatte es in den nächsten Tagen eilig, alles Nötige beizeiten zu ordnen. Sie trieb nämlich ihren eigenen Extrahandel mit gesulztem Ingwer, holländischem Honigkuchen und andern Delikatessen, die in den Haushaltungen daheim in Norwegen großes Glück machten und sich ausgezeichnet bezahlten. Außerdem stand sie diesmal in Unterhandlung wegen einer größeren Partie Fettwaren und Gemüse, die eine lohnende Spekulation darzustellen versprachen. So wurde denn am Sonnabend morgen des Rutlands gemalte Kajüte mit allerlei Büchsen und Leckerbissen, die keinen andern sicheren Aufbewahrungsort finden konnten, zur Hälfte vollgepfropft. Gleich darauf klirrte die Ankerkette.

Madam Kristensen saß mit ihrem Strickzeug auf Deck und summte vor sich hin. Es ging, wie sie wollte. Diesmal mußten sie hinauf zu den Oesterrisinseln kommen.

X.

Madam Kristensen greift in eine Liebesgeschichte ein.

Es war ganz still in der Stube des Hardesvogts Nörregaard auf den Oesterrisinseln, einem großen öden Gemach mit kleinen Fensterscheiben und prächtigen, schweren Gardinen an goldenen Lanzenschäften. Madam Kristensen hatte, während der Hardesvogt sein Mittagsschläfchen hielt, in tiefem Gespräch mit Mina Nörregaard gesessen; man hatte sich lange und eifrig unterhalten und dabei blanke Tränen vergossen. Das blasse junge Mädchen

konnte kein Ende finden, wurde nicht müde, in das neuentzündete Hoffnungslicht zu ſtarren, ſeine Sicherheit zu prüfen und immer weiter zu fragen und zu forſchen. Jetzt ſaß ſie allein in tiefen Gedanken, während Madam Kriſtenſen ins Kontor gegangen war, um den Hardesvogt zu ſprechen.

Madam war in ihrem ſolideſten Staat, und ihre etwas maſſive Erſcheinung mit der großen Bruſtnadel im Seidentuche, mit den Ohrgehängen und Ringen erinnerte in ihrer ein wenig geſchraubten Haltung an ein beſchlagenes Geldſpind.

„Ach wirklich, Jungfer Een!“ — brach er aus, ſich auf dem Stuhle umwendend — „was ſage ich: Madam Kriſtenſen! Nun, wie geht's Ihnen? . . . Sehen ja ausgezeichnet aus! Was ſagen Sie, Jungfer, wie weiß ich geworden bin, ſeitdem wir uns zuletzt ſahen? Nun, wie geht es Ihnen?“

„Tauſend Dank, Herr Hardesvogt! Es geht mir und meinem Manne ſoweit wohl!“

„Freut mich, zu hören! . . . Haben Sie mit Mina geſprochen? Ich hoffe, ſie hat Ihnen Kaffee vorgeſetzt!“

„Tauſend Dank, Herr Hardesvogt. Wir liegen mit dem Rutland hier, und ich komme zu Ihnen mit einem Anliegen, ja ich kann ſagen, daß ich extra hergekommen bin, um Sie um einen Dienſt zu bitten.“

„Nur heraus damit, Jungfer!“

„Herr Hardesvogt erlaubt wohl, daß ich mir einen Stuhl nehme?“

Der Hardesvogt blickte ſie einen Augenblick verdutzt an, ſah ſich nach einem Stuhl um, und machte dann eine halbe Bewegung, wie um ſich galant zu erheben und ihn herbeizuholen.

„Tausend Dank! Bemühen Sie sich nicht, Herr Hardesvogt . . ."

„Was? . . . mich nicht bemühen?" — er stand plötzlich auf und kam ihr zuvor, als sie eben einen Stuhl herbeiziehen wollte — „ein alter Kavalier wie ich nennt das keine Bemühung, wenn auch die Beine schon ein wenig steif sind, Madam! Sie haben sich merkwürdig zu Ihrem Vorteil verändert."

„Ach, das meinen Sie nicht, Herr Hardesvogt!"

„Ja wahrhaftig, ich meine es. Sie sind etwas geworden, wovor ich Respekt bekomme — eine ganze Madam! Und ich habe immer noch unsre Jungfer Een vor Augen, die — na! — Womit kann ich Ihnen also dienen, Madam Kristensen?"

„Wir werden daheim verleumdet, Herr Hardesvogt! Die Leute sagen, mein Mann sei angeklagt gewesen, den Rutland zum Kentern gebracht zu haben."

„Ja, aber das war er ja auch, Madam Kristensen; das ist ja keine Schande."

„Keine Schande, von seiner Obrigkeit bei der Wahl des Seegerichts und bei vielem andern übergangen zu werden? . . . keine Schande, von Vertrauen und guter Gesellschaft ausgeschlossen zu sein? Keine Schande, sagen Sie, Herr Hardesvogt? Jawohl, eine solche Schande ist es, daß mein Mann beinahe den Verstand darüber verloren hätte!"

„Aber er wurde ja freigesprochen!"

„Die Leute sagen, das ging nur mit List und Kniffen zu, weil er der Obrigkeit zu klug gewesen sei."

„Der Obrigkeit zu klug? . . . Ha, ha, ha!" — Er faßte die Uniformmütze und warf sie

höchst belustigt wieder auf den Tisch . . . „Zu klug!“ Er stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. „Der Richter, das war ich selbst — ich — Hardesvogt Nörregaard! Nein, das ist ja geradezu brillant! Wissen Sie, daß Ihr Mann das interessanteste Exemplar eines unschuldig Verdächtigten ist, das mir in meiner ganzen langen Praxis vorgekommen ist? . . . ein richtiger Pechvogel! Man spricht davon, daß einer mit dem Siegerhemd geboren werde; Ihr Mann aber muß mit einem wahren Verwicklungsgarn um den Kopf geboren worden sein. Sie tragen ja gewissermaßen den starken Schiffer Kristensen auf Ihren Armen? ja ich meine auf den Armen Ihres Verstandes, damit er nicht in Ungelegenheiten gerät . . . Jawohl, nun erinnere ich mich auch, er wollte durchaus nicht assekurieren, er betrachtete eine Police als nichts Besseres denn als eine Zutrittsanweisung ins Zuchthaus.“

Madam Kristensen erhob sich plötzlich heftig.

„Herr Hardesvogt, ich bin nicht gewohnt, so von meinem Manne sprechen zu hören.“

„Aber liebe Jungfer Een . . . Sie haben mich durchaus falsch verstanden . . . entschuldigen Sie mich. Kennen Sie mich denn so schlecht, daß ich so sprechen würde, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Mann einer der rechtschaffensten Menschen ist, die ich je gekannt habe. Setzen Sie sich nur, Madam Kristensen!“ — Er ließ sich selbst auf den Stuhl nieder . . . „Also womit kann ich Ihnen helfen?“

„Ja, sehen Sie, Herr Hardesvogt! Ich meinte bloß so, daß wenn Herr Hardesvogt erst wüßten, daß es eben diese Gerüchte zum Schweigen zu bringen heißt, Sie wohl selber besser verstehen würden, was zu geschehen hat, als ich.“

„Nicht übel gesagt! — Den Nagel auf den Kopf getroffen! Freilich will ich Ihnen helfen, und was mehr ist, ich kann es auch. Das ist mit einem Brief von mir an Ihren Schultheiß getan, in dem ich ihm erzähle, daß Ihr Mann, weit entfernt, aus jener Verhandlung irgendeinen Verdacht davonzutragen, sogar nach allgemeinem Urteil eine besonders mutige Tat vollbracht hat, indem er das dem Sinken nahe Schiff über die Nordsee führte. Ich befrachtete ja selbst später sein Fahrzeug und bürgte für ihn. Ich werde sogar eine Abschrift der ganzen Akten verlangen, so daß Ihr Mann weiß wie Schnee dastehen soll. Nicht wahr, dies ist ja ungefähr, was Sie selbst sich unter meiner Aktion vorgestellt haben?"

„Ja, Herr Hardesvogt, und ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie einer Person, die Ihnen und Ihrer Frau gedient hat, soweit ihre Kräfte reichten, Ihr Wohlwollen bis heute bewahrt haben."

„Ich sehe, daß Sie Verstand haben — einen richtigen guten Menschenverstand! Merkwürdig, daß ich das an Jungfer Een nie bemerkt habe. Sie war, unter uns gesagt, ein eigensinniges Frauenzimmer mit einer Menge von Redensarten. Aber das Leben reift — und Sie sind wahrhaftig eine famose Frau geworden — eine Frau in ihrem besten Alter, das ja nicht immer mit dem Kalender zusammenfallen muß, Madam Kristensen! Bei einigen ist es in den Zwanzigern und bei andern in den Vierzigern." — Ein Seufzer entschlüpfte ihm, und er strich oder fächelte sich mit dem schönen gelben Bastseidentuch, das er in der Hand hielt, über die Stirn. „Das meinige ist

vorüber, wie Sie ſehen. Aber wir müſſen uns zufrieden geben und — in den Kindern leben!"

„Ja, wenn die bloß auch zufrieden ſind, Herr Hardesvogt!" — Das kam mit einem gewiſſen Gewicht heraus.

„Wie? . . . Was? . . . Meinen Sie etwas damit?"

„Durchaus nichts! — Fräulein Mina muß ja wohl zufrieden ſein — ſie hat es ja in jeder Beziehung ſo gut — vollauf in allem!"

„Ja, nicht wahr, das denke ich auch. Aber" — er rückte den Stuhl ein wenig näher — „finden Sie ſie nicht ein wenig — ein wenig traurig ausſehend?"

Madam Kriſtenſen bewegte langſam das Haupt wie zu einer Beteuerung.

„Ja, weiß Gott, das finde ich, Herr Hardesvogt! Dreiundzwanzig Jahre — denn ſie war ſieben, als ich das Haus verließ — du lieber Himmel! Ich habe noch nie an einem jungen Mädchen ſo müde und traurige Augen geſehen! Es iſt, als ſei ſie alt geworden, ſo hübſch ſie auch iſt!"

„Meinen Sie das wirklich?" Der Hardesvogt ſagte es tonlos, ließ das Seidentuch ſchlaff herabhängen und ſtarrte zu Boden. „Wahrhaftig? Ich dachte, ich bildete es mir bloß ein . . ."

„Wer das nicht ſieht, müßte blind ſein."

„Ich habe ihr eine Vergnügungsreiſe nach Kriſtiania und Kopenhagen vorgeſchlagen, — ſie hat an beiden Orten Verwandte; aber ſie will nicht."

„Ach nein, Hardesvogt; derartige Dinge wird man auf der Reiſe nicht los!"

„Was meinen Sie damit, Madam Kriſtenſen?" — er richtete ſich auf und ſah ihr ſcharf

forſchend in die Augen. „Denn Sie müſſen etwas Beſtimmtes damit meinen!“

„Nichts andres, als daß ein junges Mädchen, dem man die Hoffnung nimmt, alt wird, ob ſie nun in Kriſtiania lebt oder in Kopenhagen. Da kann ſie ebenſogut bei ihrem Vater daheim bleiben und Tag um Tag ihrer Jugend opfern — und ſtäuben und putzen . . .“

„Es iſt nicht gut für einen Mann, wenn er alt und einſam wird, Madam Kriſtenſen!“

„Es iſt eine große Frage, was gut iſt, Herr Hardesvogt! Ich meinerſeits würde es nimmermehr gut finden, ſo alt und blind zu werden, daß ich nicht ſähe, wie meine einzige prächtige Tochter neben mir dahinſtürbe — daß ſie verwelkte, ja wie eine Blume!“ — Bei dieſen Worten brach ſie, von ihrem eigenen poetiſchen Bild ergriffen, in Tränen aus.

„Wußt' ich es nicht? . . . Redensarten! . . . Redensarten! . . . Da kommt Jungfer Een zum Vorſchein!“

„Sagen Sie lieber, da kommt die Wahrheit zum Vorſchein, Herr Hardesvogt! Ich finde es hier wie in einem Trauerhaus! Und der Vater, der das nicht merkt, hat nicht viel Herz im Leib. Das iſt meine Anſicht, ob der Herr Hardesvogt mich nun Jungfer Een oder Madam Kriſtenſen nennen will!“

„Nicht viel Herz im Leib!“ Der Hardesvogt war aufgeſprungen und begann, den einen Daumen in das Ärmelloch ſeiner blauen Uniformweſte gehakt, im Zimmer auf und ab zu gehen. — „Nicht viel Herz im Leib!“ Er blieb vor ihr ſtehen. „Hören Sie mal, Madam Kriſtenſen — unter uns — wer ſagt Ihnen, daß ſie nicht eines ſchönen

Tages diesem oder jenem andern, der sie haben will, ihr Jawort gibt? . . . Und bis dahin . . .“

„Ich sage das, Herr Hardesvogt!“

„Sie?“

„Ja, ich! Ich weiß auch, daß derjenige, der einst ihr Jawort erhalten hat, in Kristiania auf gutem Wege ist — ja daß er im nächsten Jahre sein Amtsexamen macht. Er hat Geld zum Studieren.“

„Werring? — So? Nun, das freut mich seinethalben, obwohl ich nicht einsehe, was sein Amtsexamen mit dieser Sache zu schaffen hat. Hören Sie, Madam Kristensen! Lassen Sie uns als alte Bekannte aufrichtig miteinander reden, aber nehmen Sie auch Ihren guten Verstand zu Hilfe, um mich richtig zu verstehen. Sie sehen doch wohl ein, daß es nicht die paar fehlenden Schillinge waren, die . . .“

„Die paar fehlenden Schillinge! — es waren vierhundert Speziestaler.“

„So? Sie wissen, wieviel? . . . Na, egal! Sie sehen wohl ein, daß nicht dies die Scheidemauer zwischen Werring und uns bildete? Urteilen Sie nicht nach Ihren eigenen engen Verhältnissen und kleinen Schifferliebeleien! Für Mina eröffnet das Leben andere Aussichten und andere Befriedigungen. Sie gehört zu den ersten Familien des Landes, sie hat Bildung im Blut und Ansprüche an das Leben, die er nie befriedigen kann, wenn er auch noch so reich ist. Es ist etwas von seiner Herkunft an ihm hängen geblieben — er ist der Sohn eines Schmieds — und das . . .“

„Der alte Schmied Werring war ein braver Mann, dem noch im Grabe Ehre und Achtung

gebührt. Er hat seinen Sohn unterstützt, solange er konnte, als er sah, daß er einen guten Kopf hatte."

„Mag sein. Aber man sage, was man will! Er drehte den Löffel um, wenn er gegessen hatte, und ich glaube fast, er wollte ihn anfänglich an dem Tischtuch abtrocknen. Es dauerte ein halbes Jahr, bis wir ihm ordentliche Manieren beigebracht hatten, aber inwendig geht das nicht so rasch."

„Ich denke doch, es muß ein besonderer Mensch gewesen sein, da er trotz alledem in Minas Augen allen denen den Rang ablief, die so viel feine Bildung im Blute haben."

„Hm hm! . . . Na ja, etwas ist ja an dem, was Sie sagen! . . . Aber das sehen Sie doch wohl selbst ein, daß Mina andere Ansprüche an das Leben zu stellen hat?"

„Andere als den zu bekommen, den sie liebt?"

„Wie?" — Es war etwas in dieser einfachen Antwort, was ihn betroffen machte.

„Andere als ihren Herzenswunsch erfüllt zu sehen? Ja, ich kann mir ja denken, was für einen sie haben soll, so einen mit nichts als Bildung im Blut! Aber das kann ich Ihnen sagen, so einen will sie eben nicht. Das weiß ich. Und ich will Ihnen ehrlich gestehen, Herr Hardesvogt, ich habe heute Ihrer Tochter die Nachricht gebracht, daß Werring bis zum Frühling Kandidat ist, und wollen Sie wissen, wer ihm dazu verholfen hat, so ist es auch wieder einer, der keine Bildung im Blute hat, obwohl Sie selbst, Herr Hardesvogt, ihn einen der rechtschaffensten Menschen nennen, die Sie je gekannt haben! Ja, ich wollte es eigentlich nicht sagen; aber nun muß es heraus!

Mein Mann war es, der ihm seine eigenen blanken vierhundert Speziestaler auf den Tisch zählte, als er erfuhr, daß Hardesvogt Nörregaard sonst auf seine alten Tage ein unglücklicher Mann werden müßte — ja, mein Mann, wenn er auch nichts anderes als Schifferbildung im Blute hat!" — Madam Kristensens Augen blitzten und ihre Lippen zitterten.

Der Hardesvogt stand verblüfft da und sah sie an.

„Das nenn' ich einen kreuzbraven Kerl, ob er nun gebildet oder nicht gebildet ist! und jetzt verstehe ich, warum Sie ihn genommen haben!" Er packte den Stuhl bei der Lehne und stieß ihn auf den Boden . . . „So was hat seine eigene Bildung, macht uns andere klein . . ." — er begann rasch auf und ab zu gehen . . . „und . . . und . . . hören Sie, Madam Kristensen! ich grüble wirklich darüber nach, ob es nicht eigentlich die wahre Bildung wäre, — im tiefsten Grund, meine ich, wenn . . . wenn Hardesvogt Nörregaard Ihnen recht gäbe! . . . So sind Sie also sicher, daß Mina diesen Studenten Werring so sehr liebt? Sie meinen, daß sie ihn nie vergessen könnte? . . . Hören Sie, Madam Kristensen! — Die vierhundert Taler lassen Sie mich bezahlen."

„Kein Gedanke daran, Herr Hardesvogt! Sie werden uns doch nicht kränken wollen, und ihn auch nicht — er bezahlt sie ehrlich mit Zinsen zurück."

„Nun . . . nun . . . Ja, dann will ich mir wenigstens erlauben, Ihnen und Schiffer Kristensen für das Geld zu danken, das Sie meinem Schwiegersohn vorgestreckt haben. Ich glaube, wir gehen zu Mina hinab, Madam Kristensen! . . .

Diese Verlobung ist Ihr Werk und keines andern ... Bitte ... Bitte! ..." — —

Es war Spätherbst und frühe Dämmerung; draußen spülte der Regen herab. Unten in der Stube wartete Mina in tödlicher Spannung. Sie hatte in fieberhafter Unruhe den Teetisch gedeckt, auf dem die angezündete Astrallampe nun stand. Wenn ab und zu oben eine Tür ging, stand das große schmalschulterige Mädchen plötzlich still und lauschte mit gespannt ängstlicher Miene; ... nun setzte sie sich an den Teetisch und begrub das Gesicht in den Händen. Plötzlich sah sie auf ... und wurde ganz blaß. Ihres Vaters Kontortür war aufgegangen, man sprach oben im Gang mit lauter Stimme — es war Vaters Stimme.

Sie blieb unbeweglich sitzen und preßte die Hände an die heftig klopfende Brust, während ihr Blick starr auf der Tür haftete. Diese öffnete sich.

..."Nein, bitte! Bitte, Madam!" — klang es aufgeräumt, während die beiden eintraten.

Vater und Tochter sahen einander einen Augenblick stumm an. Plötzlich sprang sie auf und fiel ihm schluchzend um den Hals ... „Vater! ... Vater ..."

„Ist es dein voller Ernst, Mina, daß er und kein anderer es sein soll, so mag er kommen, da du durchaus Frau Werring heißen willst! Ja... ja ... Kind! Du sollst deinen Willen haben! ... Jetzt aber geh hin und bedanke dich bei Madam Kristensen. Sie hat die Schlacht gewonnen. Sie hat mich ordentlich in die Enge getrieben, und das können nicht viele von sich sagen."

Daß Mina Nörregaard an diesem Abend bei Tische einschenken und die Wirtin machen mußte,

kostete Vaters schöner vergoldeter alter Teetasse das Leben. . . .

XI.

Einer muß das Rad halten und das Steuer lenken.

Ein Seemann in einer dreigerefften Marssegelskiehlte, das war das einzige Ordentliche, was man in der Welt werden konnte! — darüber waren Polly und Bernt sich einig, und gab es irgend etwas Unsinniges, so war es ein Seejunge, der daheimhockte und „büffelte".

Darum war Bernt auch eifrig bemüht, ihr zu beweisen, daß er alles „wie Wasser" könne, wenn er es bloß morgens vor dem Schulweg einige Male überlas.

Gar so leicht ging es indessen nicht. Aber war es nun die Silberuhr, die ihm zur Konfirmation winkte, oder die Furcht vor dem Vater oder ein neu erwachendes Talent — kurz, es zeigte sich, daß Bernt Woche um Woche das ganze Jahr hindurch ausgezeichnete Noten heimbrachte. Wenn er dann am Sonnabend nachmittag oben auf dem Segelboden Polly das Zeugnisbuch mit all den „Stäbchen" der Woche vorwies — so hießen die Einser in der Schulsprache — so beliebte es ihr nicht immer, ihm all den Respekt zu zeigen, den sie im Herzen vor seinen Leistungen fühlte. Im Gegenteil, sie warf zuweilen spöttisch den Kopf zurück und fragte ihn, „wieviele solche Büffler denn auf der Schulbank säßen?" oder wenn der Spotteufel besonders in sie fuhr, „ob es wahr sei, daß Grete Nilsen ihn abends vor dem Schlafengehen in Bibelgeschichte überhörte?"

Wie Polly das herausbekommen hatte, konnte er nicht begreifen. Sie hatte ja immer auf Grete Nilsen loszusticheln.

Grete war Madam Nilsens sechzehnjährige Tochter, ein brünettes zierliches Mädchen von gefälligem Benehmen. Bernt hielt viel von ihr, aus mancherlei Gründen, darunter aus dem einen, weil sie schon so erwachsen aussah. Klug und sorgsam, stets ruhig und im Gleichgewicht, hatte sie Bernt schon aus allerlei Klemmen geholfen. Sie trocknete, ohne es ihre Mutter wissen zu lassen, seine Kleider am Backofen, wenn seine Experimente und Seestudien in der alten Prahme ihn ein unfreiwilliges Bad gekostet hatten, und reparierte in aller Stille manchen Riß in seinen Kleidern.

Was hingegen seine Tätigkeit auf dem Takelboden betraf, so waren Polly und er darin stets unbedingt derselben Meinung. Während er in den Freistunden oben saß und auf seinem eigenen Platz unter all den Leuten mitarbeitete, stand sie zumeist daneben, die Hände auf dem Rücken, die kurzen Röcke um die Beine schwenkend und sah ihm eifrig zu. Bernt erging sich dann in allerlei alten Rutlandgeschichten, darunter auch in ziemlich apokryphischen, wie sie etwa der Mann in Stavaern erzählt hätte: wie der Rutland einmal im Winter auf dem Meere nordwärts treibend mit erfrorener Mannschaft aufgefunden worden war, oder wie das Fahrzeug einmal einen Kapitän gehabt hatte, der so dick war, daß er kaum durch sein eigenes Kajütenroof kam.

Eine Zeitlang hatte Polly es mit ein wenig Mißmut aufgenommen, daß er immer häufiger die Schiffswerfte auf der anderen Seite der Stadt

aufſuchte. Er hatte ſich mit einer wahren Wut auf das Zeichnen von Fahrzeugen geworfen, ſo wie er es dort ſah, baute Modelle danach und berechnete mit vielem Kopfzerbrechen das Verhältnis der Länge zur Breite, die Stellung der Maſte und dergleichen mehr. Erſt als ihm der Gedanke gekommen war, dieſe ſeine kleinen Fahrzeuge auf den Takelboden zu bringen, wo Polly ſie ihm aufbewahrte, begann ſie die Sache mit ebenſoviel Eifer zu verfolgen wie er ſelbſt. Er baute und ſchnitzte, bezeichnete jedes Stück, machte Spantenentwürfe, ſprach von der Faſſon unter der Waſſerlinie und von der Breite über dem Fiſch, und Pollys raſches Köpfchen folgte und begriff bald alles recht gut. Sie ſchwärmte begeiſtert davon, wie ein Vollrigger auf dem Waſſer liegen müſſe: lang und ſchlank in der Waſſerlinie, achterüber geneigt, aufrecht und luftig, leicht im Takelwerk, ſcharf wie ein Raſiermeſſer im Bug.

Jetzt hatte er gelernt, den Kubikinhalt zu berechnen, und er wollte ein Fahrzeug berechnen mit einer Fahrt in der Wache, wie noch niemand zuvor ſie auszudenken gewagt.

Um jedes Modell türmte ſich eine Phantaſiewelt, und Polly träumte ſich natürlich mit an Bord . . . „Aurora", „Der Falke" und „Der Verſuch" paſſierten einer um den andern hinaus in die See, und nun galt es um die Wette mit „Adelſten" zu ſegeln, dem größten Schnellfahrer am Ort und in den Nachbarſtädten.

Hie und da gab es wohl auch einen Streit, denn Polly war greulich hitzig; — am wenigſten wollte ſie von den „Schneiderſegeln" etwas wiſſen, die Grete Nilſen geſäumt hatte! . . .

— Als Kristensen in diesem Jahre zur Weihnachtszeit heimkehrte und sein Schiff auflegte, erstaunte er nicht wenig, die behördliche Ernennung zu nicht weniger als drei Vertrauensämtern vorzufinden. Dies gab ihm neuerlichen Anlaß zu Grübeleien. Sollte es möglich sein, daß sein Argwohn ihn im vorigen Jahre getäuscht hatte? Etwas Rätselhaftes hatte doch damals in der Luft gelegen! . . . Nun lag aber das Faktum vor und versetzte ihn in vorzügliche Laune.

Daß dies Rätsel ihm Zeit seines Lebens unaufgeklärt bleiben sollte, dafür hatte seine Frau sowohl bei Hardesvogt Nörregaard wie auch beim Schultheiß gründlich gesorgt. „Dieser Schatten solle sein leicht verwundbares Gemüt nicht verdunkeln!"

Aber wie war Bernt gewachsen! Die übermäßig großen Anzüge, die er bekommen hatte — wahrhaftig, fast waren sie ihm zu kurz geworden! . . . Und wie hübsch der Junge geworden war! . . . „Weißt du noch, Kristensen, wie struppig seine Haare waren? und sieh ihn nur jetzt mal an! Ja, Madam Nilsen, das ist eine tüchtige Frau. Aber diese Risse in den Kleidern! . . . naja, da läßt sich nichts sagen, so sind alle Jungens! . . ."

Ja, Madam Kristensen dachte und lebte nur für Bernt, seit sie wieder daheim war.

Und jetzt stand Polly mit ihr in der Speisekammer, um ihr von ihm zu erzählen.

Da gab es einen langen Bericht abzulegen, vom ersten Frühjahr angefangen; aber Polly war schlagfertig und flink und blieb keine Antwort schuldig. Einzelnes, wie zum Beispiel, daß er ein-

mal mit der kleinen Prahme, zu der er ein großes Bootſegel entliehen hatte, auf einer Fahrt um den Felſen gekentert war, wurde ja allerdings verſchwiegen; davon hatte ja auch Madam Nilſen nichts erfahren dürfen, damit es nicht in ihre Briefe käme. Aber im großen und ganzen war Polly ziemlich offenherzig. Sie fühlte ja auch ſo deutlich die Fülle von Vergebung, die überall aufgeſtapelt lag und wußte, daß jede rühmende Auskunft dem Mutterherzen ebenſo willkommen war, wie ihr ſelbſt der verſprochene Honigkuchen, wenn er nun aus irgendeinem der Laden herausſpazierte.

„Und welch gute Noten er bekommen hat, Polly! Kriſtenſen war ganz überraſcht. Er muß ungeheuer fleißig geweſen ſein."

Polly ſchwieg zu dieſer Vermutung und ſagte nur: „Sie ſagen alle, es fiele ihm nicht ſchwer."

„Ja, ja, das hat er von Kriſtenſen, Polly! Kriſtenſen hat auch ſolch einen ausgezeichneten Kopf, beſonders im Rechnen. Willſt du die ſilberne Uhr ſehen, die Bernt zur Konfirmation bekommt? denn wir laſſen ihn im Frühling konfirmieren — aber du darfſt nichts davon ſagen, daß du ſie geſehen haſt."

„Dieſen Frühling? Da wird auch Grete Nilſen konfirmiert" — bemerkte Polly.

„Ja, die beiden gehen zuſammen zum Unterricht."

Polly verſank plötzlich in Gedanken.

„Höre, Polly! Sprich nun aufrichtig! Er hat ſich wohl viel gebalgt?"

„Nei—ein . . . nicht mehr als ein einziges Mal, und da war nicht er es, der damit angefangen hat. Er fiſchte draußen bei der Tonne

und hatte die Prahme dort festgemacht, als Lars Enersen — das „Insekt", wie sie ihn nennen — und ein paar andere Jungens in einer Jolle daherkamen und ihn Schiffer nannten und ihn aus dem Wege haben wollten, und das wollte Bernt sich nicht gefallen lassen."

„Lars Enersen? — der hat wohl so ein Mundwerk wie seine Mutter!"

„Und da kam es zu einer Keilerei . . . und da wurde ihm die ganze Hose aufgerissen, so daß er nicht wußte, wie nach Hause kommen; alle Jungens lachten ihn aus. Aber er wollte nicht, daß Madam Nilsen es wissen sollte, und dann kam Grete, die immer so erwachsen und wichtig tut, und dann . . . dann" — sie sprach in wachsender Erregung — „hörte ich von der Magd, daß Grete Nilsen den ganzen Nachmittag in der Hinterkammer gesessen und die Hosen geflickt hatte." — Polly versuchte die Tränen zu unterdrücken, die ihr in den Augen standen.

„Aber Polly! Es war ja nicht seine einzige. Er hat drei oder vier Paar. — So, so, Polly! — denk doch nicht, daß ich deshalb böse bin! . . . Hier, — da guck her!" — sie hob den Deckel von einer Kiste, — „da hast du den Honigkuchen, den ich dir versprochen habe . . . echt holländisch mit Zitronat! Und diesen kleinen Kuchen nimm mit auf den Weg, damit der große ganz heimkommt und du deinem Großvater davon geben kannst."

Nach Neujahr begann Madam Kristensen recht nachdenklich zu werden. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, wie sie es bloß anstellen sollte, Kristensen Bernts Plänen geneigt zu stimmen. Bernt hatte sie schon öfter bestürmt, was denn nun wer-

den ſollte, wenn er erſt konfirmiert wäre, und ſie hatte ihn getröſtet, wenn er gut beſtehe, würde ſich wohl ein Ausweg finden laſſen; vorher aber wolle ſie den Vater nicht in Aufregung verſetzen. Er müſſe ja erſt ſehen, daß Bernts Wille noch ſo feſt ſei wie früher . . . „Biſt du aber dann immer noch derſelben Anſicht, ſo wollen wir beide es in Erwägung ziehen."

Bei alledem ſchien Bernt bereits Unrat zu ahnen; er ſchien häufig recht verſtimmt. Vorläufig nahm die Vorbereitung zur Konfirmation, der er ſich wie allem anderen mit Eifer hingab, ihn noch ganz in Anſpruch. Er wollte gut beſtehen und auch dieſe Klippe glücklich umſegeln — um dann ungehindert ſeiner Neigung folgen zu können.

An dem Tage der Konfirmation wollte er ſeinem Vater ſagen, daß er zur See wolle.

In dieſer Zeit ließ er ſich nicht viel auf dem Takelboden bei Polly blicken. Er hatte mit Schule und Konfirmationsunterricht reichlich zu tun. Er und Grete Nilſen waren die fleißigſten, und es herrſchte kein Zweifel, daß ſie als Erſte in der Kirche einander gegenüberſtehen würden. Wenn ſie Montag vormittags alle aus der Sakriſtei herausſtrömten, wo der Pfarrer ſie überhörte, hielt Bernt ſich am liebſten an Gretes Seite, die in ihrem faſt langen Kleide ſo hübſch und erwachſen ausſah und das Schreibheft in einem Nähbeutel trug.

* * *

Kriſtenſen war in dieſem Winter von ſeinem und anderer Geſchäfte viel in Anſpruch genommen und zeigte ſich ſtets in guter und behaglicher

Laune. Eines Tages vor dem Mittagsmahl ging er pfeifend in der Stube auf und ab, ſagte aber nichts, ehe er Bernts Zeugnisbuch durchgeſehen hatte. Dann endlich rückte er heraus.

„Nun iſt mir's doch gelungen, Mutter! Berg hat mir zu einer feſten Stelle für Bernt verholfen, drüben in Shields auf derſelben Werft, auf der ſein Sohn in Lehre war. Das nenn' ich Glück ... ein wahres Sauglück!"

„Aber ich habe keine Luſt dazu!" fuhr es aus Bernt heraus.

„Ich denke, mein Junge, du haſt Luſt zu dem, was dein Vater für gut hält!"

„Nein, ich ..." Bernt hielt auf einen bedeutungsvollen Blick der Mutter inne.

„Jawohl, das denke ich ... und dabei bleibt es. Ein Junge wie du ſoll froh ſein, wenn die Eltern Gelegenheit haben, ihn auf einen ordentlichen Weg zu bringen. Du glaubſt vielleicht, das koſtet nichts? ... oder deinem Vater fällt das Geld nur ſo aus der Taſche? ... Nein, mein Junge, du gehſt nach Shields!"

„Ich will nicht nach Shields!"

„Bernt!" — warnte die Mutter.

Er ſchwieg, ſah aber trotzig drein.

„Schmollſt du?"

„Nein, Kriſtenſen! Du ſiehſt ja, der Junge will tun, was du willſt, wenn er vielleicht auch auf die Sache nicht ſo vorbereitet war!"

„... über die du und ich uns längſt geeinigt haben, Gertrud."

Bernt ſaß mit Tränen in den Augen und vor Erbitterung zugeſchnürter Kehle da.

„Lieber Kristensen! Du siehst ja, der Junge fügt sich."

„Das verlange ich auch."

Madam Kristensen sah stumm zu, wie Bernt niedergeschlagen und dem Weinen nahe die Mütze nahm und sich aus der Türe schlich. Es war eine ungeheure Überwindung für ihr mütterliches Herz, nicht schon an diesem Tage den Kampf zu eröffnen; aber sie kannte ihren Mann zu gut und wollte sich nicht durch eine Übereilung jede Aussicht auf einen endlichen Sieg verscherzen. Diese Sache konnte nur in Güte zu Ende geführt werden. Sie verstand vollauf, wie schwer der Kampf sein würde, zwang sich aber dennoch, ihrem Manne eine freundliche Miene zu zeigen, um ihn ja nicht durch unzeitigen Widerstand aufzubringen. Einmal mußte die Sache durchgefochten werden; dann aber wollte sie einen konfirmierten Sohn zur Seite haben, der seinen eigenen Willen zeigen durfte.

Madam Kristensens offene Natur war nicht auf die Dauer für solches Schweigen geschaffen. Es setzte sich in schlechte Laune um und ballte sich immer mehr zu einem Ungewitter zusammen; ja, sie ertappte sich zuletzt auf einem Gedanken, den sie nie für möglich gehalten — sie beschuldigte ihren Mann der Tyrannei! Und Bernt sollte zur See, wenn es nun sein fester Wunsch und Wille war! Nachdem sie so viel für ihren Mann getan und ihn durch ihre Aussprache mit Hardesvogt Nörregaard von der schweren Last der Verdächtigungen befreit hatte, hatte sie wohl auch das Recht, ihrerseits ihrem Wunsch oder vielmehr Bernts Wunsch Geltung zu verschaffen und ihn ihres Mannes Eigensinn zum Trotz durchzusetzen.

— Der Konfirmationstag brachte echtes Aprilwetter, anfangs Regen und Nebel, dann aber Sonnenschein, der ganz warm durch die Kirchenfenster auf einige Stuhlreihen der menschengefüllten Kirche fiel.

Sowohl Kristensen wie seiner Frau war es ernst um ihr Christentum, und wie sie so glücklich nebeneinander saßen und ihren schmucken Sohn vor allen Leuten in der ersten Reihe, Grete Nilsen gegenüber, dastehen sahen, wußten sie nicht, daß sie sich viele Jahre danach sehnsuchtsvoll dieses feierlichen Sonntags nach Ostern erinnern sollten.

Madam Kristensen war bewegt und weinte viel. Es gab Augenblicke, wo sie den Jungen vor Tränen nicht sah. Sie konnte nicht dafür; es war, als bedrücke sie etwas — irgendeine schwere Ahnung . . .

Die Gratulationen waren vorüber, und der Werktag trat wieder in sein Recht. Der ganze Unterschied war, daß Bernt seine Uhrkette auf der Weste trug, inwendig aber sah es düster in ihm aus. Er hatte viele Hoffnungen und Illusionen an den Konfirmationstag geknüpft, hinter dem ihm das freie Land der Erwachsenen zu dämmern schien. Wenn er konfirmiert war, wollte er sich für Langfahrten verheuern . . . wollte Kalifornien und Kap Horn und die Neger und allerlei fremde Völkerstämme sehen, auch jene, die Schlangen aßen, wie wir Aale — das hatte nämlich der Bergenser ihm erzählt — und wollte sich zum Steuermann und dann zum Kapitän hinaufarbeiten. Hinter dem Konfirmationstag lag für seine Sehnsucht das ganze freie, von Seglern, Abenteuern und Gefahren erfüllte Meer. Er hatte

gearbeitet und ſich überwunden, um dieſen Tag zu erreichen. Und jetzt ging er umher mit der ganzen Sehnſucht eines jungen Seemannes und ſchwieg und wartete auf die Worte von ſeiner Eltern Mund, die die Leine löſen und ihn fliegen laſſen würden. Der dunkelhaarige Junge hatte, ſo jung er war, einen Zug im Geſicht, der ſowohl an Vater wie Mutter erinnerte; es waren des Vaters tiefliegende dunkle Augen und der Mutter feſtgeſchnittener Mund und Naſe. Er hatte die Willensſtärke von beiden geerbt.

Er ging zur Schule und kam wieder heim und legte ſeine Bücher in den Schrank, wie immer; aber in Gedanken zählte er nun bloß die Tage, bis die Stunde ſeiner Freiheit ſchlagen würde. Er wußte, daß es nicht ohne einen Kampf zwiſchen den Eltern abgehen könnte, hatte aber noch nie geſehen, daß die Mutter nicht durchſetzte, was ſie ernſtlich wollte.

Als er eines Nachmittags heimkam, warf er ungeduldig ſeine Bücher auf den Tiſch.

„Mutter, ſoll denn das nie ein Ende nehmen? Es hat keinen Sinn mehr, weiter zwiſchen Haus und Schule hin und her zu lavieren. Ich . . . ich bring' es kaum mehr zuwege. Laß es endlich zur Sprache kommen."

„Und du willſt wirklich zur See, Bernt? Du könnteſt dir es nicht anders überlegen?"

„Anders überlegen? . . . Sagſt du das nun auch? . . . Hat Vater dich ſchon ſo weit gebracht . . ."

„Ich möchte nur hören, ob du noch ebenſo feſt dabei bleibſt . . . denn, haſt du irgendeinen Zweifel, ſo — ſo ſchone mich."

„Vater ging ſelbſt zur See."

„Darum eben will er dich davon abhalten."

„Ich will zur See. Du mußt bald mit ihm sprechen, Mutter! Wir müssen ein Ende haben."

„.Das können wir haben, ehe du denkst, Bernt. Du kennst deinen Vater nicht."

„Ich bin konfirmiert, er hat nichts mehr für mich zu wollen!" sagte er trotzig.

„Bernt!"

„Nach Shields gehe ich nicht. Ich gehe zur See!"

„Ohne deines Vaters Erlaubnis?"

„Mag er mir die Erlaubnis geben!"

„Was meinst du damit, Bernt?"

Bernt antwortete nicht.

„Sag sogleich, was du meinst."

„Daß ich zur See will, Mutter! . . . und nun hab' ich so lange gewartet, daß ich nicht länger warten will . . . und kann. Schickt er mich nach Shields, so sieht er mich nie wieder."

„Bernt! Bernt! . . . Was kommt dir in den Sinn? Du willst uns doch keinen Kummer machen?"

„Sei nur nicht gleich so traurig, Mutter! Ich kann es Vater ja auch selbst sagen, mehr als totschlagen kann er mich nicht dafür, und dann brauche ich wenigstens nicht nach Shields zu gehen."

„Du bist ein trotziger Junge, Bernt! — Mir könnte bange um dich werden."

„Bange um Bernt?" scholl es in der Türe. Kristensen war heimgekommen. — „Der soll ein tüchtiger Schiffsbaumeister werden. In einer Woche melde ich deinen Austritt aus der Schule, da geht Stenersens Brigg nach Shields, und du gehst mit."

„Ich will lieber zur See gehen!"

„So? Das wollen alle junge Bürſchchen, da brauchen ſie zu Hauſe nichts zu lernen. Aber ſie bereuen es alle hinterher."

„Ich nicht!"

„Du nicht? — Was weißt du jetzt davon!"

„Ich habe zu nichts anderm Luſt als zur See."

„Als ob man das tun dürfte, wozu man Luſt hat! Die Welt iſt nun mal nicht ſo, mein Junge! Und meinſt du nicht, daß ein Schiffsbaumeiſter auch etwas iſt, was zur See gehört?"

„Nach der Seemannſchaft zu Land frag' ich nicht."

„Aber ich frage für dich danach, und damit mag es genug ſein! In vierzehn Tagen geht Stenerſens „Hertha" hinüber, und du gehſt mit! Dann kannſt du unterwegs, ſoviel du willſt, über das nachdenken, wozu du Luſt haſt."

„Ich gehe nicht nach Shields!" — fuhr es aus Bernt heraus.

„Na, ich ſehe ſchon, hier braucht es ernſtlicher Hiebe, mein guter Bernt." — Kriſtenſen trat auf ihn zu.

„Lieber Kriſtenſen! ſprechen wir doch lieber einmal ordentlich über die Sache. Wenn er nun ſolche Luſt zur See hat . . ."

„Recht ſo, Mutter! — hilf ihm nur! Zeige nur, was für eine Gans du werden kannſt, wenn es den Jungen gilt!"

„Vielleicht auch, wenn es dich gilt, Kriſtenſen! Machſt du mir das auch zum Vorwurf? Ich könnte mir die letzten Federn rupfen — für dich!"

Kriſtenſen ſtutzte. Er gefiel ſich nicht in dieſer Art Rührſzenen; und als ahnte er eine Falle, ſagte er barſch:

„Mit oder ohne Federn — an dieser Sache ist nicht zu rütteln."

„Du kannst doch wohl vernünftig mit dir reden lassen, hoffe ich?"

„Ich weiß, was ich will."

„Wir sollen uns hüten, die Zukunft des Jungen von unserm Eigenwillen abhängig zu machen, Kristensen!"

„Ich finde, du tust das deinige, um den Jungen aufsässig zu machen!"

„Ich will nur, daß Bernt spüren soll, daß wir nach reiflicher Überlegung zu diesem Entschluß gekommen sind — und nach bestem Gewissen, Kristensen!"

„Überlegung? . . . Überlegung, sagst du." — Er ging rasch auf und ab, mit der einen Hand stark gestikulierend. — „Wenn du es denn wissen willst, so habe ich es überlegt, seit der Junge geboren wurde — seit sechzehn Jahren! Glaubst du, ich kenne das alles nicht — wie die Steuermänner jeden Schiffer und Kapitän scheel ansehen und beneiden und nach seinem Posten streben und einen Luftsprung machen, wenn sie ihn erst haben — dann aber nach ein paar tüchtigen Nächten auf dem Heck, mit der ganzen Verantwortung für Leben und Ladung auf dem Halse, nur das eine wünschen: nie zur See gegangen zu sein! . . . Ja freilich, da möchte manch einer dann wieder ans Land zurück. Aber nun heißt es drauf los und weiter, um die Familie zu versorgen. Dann sucht er überall nach einem Posten und ist's zufrieden, mit allen den Seinen das liebe lange Jahr allein mitten im Meere als Leuchtturmwächter zu sitzen. Den

meiſten aber gelingt auch das nicht, und ſie müſſen wohl oder übel auf dem Waſſer herumziehen."

„Jede Stellung hat ihre Verantwortung, Kriſtenſen!"

„Nicht ſo wie zur See, ſage ich dir! Um mit dem Meer zu kämpfen, dazu gehört etwas anderes, als bloß ein flotter, luſtiger Seemann zu ſein, ein „Hans Guck-in-die-Luft" oder ein Putzaffe mit Seidenkravatte um den Hals! . . . Dazu gehört ein ganz derber Kerl, und am wenigſten ſoll ein vernünftiger Vater ſeinem Sohn einen ſolchen Lebensberuf wünſchen."

„Du ſehnſt dich ja ſelbſt nach der See, wenn du zu lange auf dem Lande biſt, und wir beide kennen genug Kapitäne, die zufrieden und glücklich ſind."

„Einige, ja . . ."

„Viele, Kriſtenſen!"

„Ja, diejenigen, die fünf gerade ſein laſſen und mit Abſicht das letzte Unwetter vergeſſen, das ſie geſchüttelt und gerüttelt hat. Es gibt vielerlei Arten, ſich ſeiner Verantwortung zu entſchlagen. Darum muß man nicht gerade trinken und fluchen oder ſonſtigen Unfug treiben. Ich kenne das mehr als genug. Es gibt welche, die es geradezu nicht ertragen, Mutter! — und vielleicht ſind es oft juſt die, die von Anfang an die Beſten und Mutigſten waren."

Kriſtenſen ſagte das mit tiefem Ernſt, wie von einer eignen Erinnerung gepackt.

„Du denkſt, daß alle ſo gewiſſenhaft auf fremdes Gut bedacht ſind wie du, Kriſtenſen! Du biſt immer ſchlechter Laune, wenn wir fremde Fracht an Bord haben. Aber auf dieſe Art kann

es keinen Seemannsſtand geben, und ebenſo wenig irgendeinen andern Stand, denke ich!"

„Ich kenne mein eigen Blut und ſetze meinen Sohn dieſer Lage nicht aus." Er ſagte es ſo mühſam, als käme ihm der Laut nur ſchwer aus der Kehle. — — — „Jetzt denke nach über das, was ich geſagt habe. Du weißt jetzt, was ich will . . . und du auch, Bernt! . . . Willſt du je von deinem Vater einen Schilling zu deinem Fortkommen haben, ſo gehorchſt du!"

Die Adern ſtanden blau an ſeinen Schläfen, und ſeine dunklen Augen brannten drohend über Mutter und Sohn.

Es war ſtill geworden. Kriſtenſen ging langſam auf und ab, während ſein Sohn mit niedergeſchlagenen Augen daſaß und die Zähne zuſammenbiß, um nicht in wildes Schluchzen auszubrechen. Ein ungeduldiges Nicken des Vaters gab ihm zu verſtehen, daß er die Stube verlaſſen ſolle.

Es wurde womöglich nach ſeinem Fortgehen noch ſchwüler und ſtiller. Madam Kriſtenſen hatte das Nähzeug ſinken laſſen und ſtarrte, die Wange in die auf den Tiſch geſtützte Hand gelegt, mit ihrer entſchloſſenen Miene vor ſich hin.

„Iſt's nicht Zeit, das Licht anzuzünden, Gertrud?"

Sie wandte ſich auf dem Stuhle nach ihm um. — „Sag' mir, Kriſtenſen! Läßt du wirklich den Jungen ſo von dir gehen — gezwungenermaßen? Ich hätte faſt geſagt, mich und den Jungen? — Dieſe Verantwortung auf dich zu nehmen, bangt dir alſo nicht?"

„Weil ich weiß, was ich will."

Madam Kriſtenſen antwortete nicht. Aber ihr Bruſt wogte heftig auf und nieder, und wäre es nicht dämmerig geweſen, hätte er ſeine Frau vor ſich ſitzen ſehen, ganz blaß und mit zuſammengepreßten Lippen. Endlich kam es mit mühſam erkämpfter Ruhe:

„Nie hätte ich gedacht, daß mein Wille ſo wenig bei dir wiegt, Kriſtenſen!“

„Einer muß das Rad halten und beim Steuer ſtehen, Mutter — und das muß ich ſein! Du haſt es manches Jahr gelenkt und Dank von mir geerntet, und ich habe mich nicht weiter darum gekümmert, ob jemand mich für einen Gimpel halten könnte oder nicht. Hältſt du ſelbſt aber mich dafür, Gertrud!“ — jetzt trat er dicht vor ſie hin und ſah ihr in die Augen — „glaubſt du es ſelbſt, ſo magſt du von nun an das ganze Jahr hübſch daheim beim Spinnrad ſitzen bleiben.“

Sie ſah plötzlich die beleidigte Manneswürde aufblitzen und erkannte, daß ihre Stellung ihm gegenüber gefährlich zu werden beginne. Sie hatte im Lauf des Lebens über ſeiner nachgiebigen und gutmütigen Art vergeſſen, was ſie doch jederzeit im Innern als dunkle reſpekteinflößende Ahnung in ſich trug, daß er, zum Äußerſten gebracht, im Grunde eine heftige und unbezwingliche Natur war. In dieſem Augenblick erinnerte ſie ſich der Eiſenhand, die ſie einmal, als ſie noch Jungfer Een war, auf Deck des Rutland ganz ruhig aufs Knie gezwungen hatte.

Es waren keine zärtlichen Augen, die auf ihm ruhten; es waren die Augen einer gekränkten Mutter und eines in ſeinem Machtbewußtſein dem Manne gegenüber enttäuſchten Weibes.

Mit einem kurzen: „Du haſt natürlich zu entſcheiden!“ erhob ſie ſich ſchroff und zündete das Licht an. Aber während der Mahlzeit und während er ſpäter in ſeinem Kontobuch blätterte und notierte, ſprach ſie kein Wort.

Zu Bernt ſagte ſie bloß, ehe ſie ſich niederlegten:

„Du hörſt es, Bernt! Dein Vater will es nicht. Er hat dir ſelbſt ſeine Gründe angegeben, und ſo müſſen wir uns darein fügen und gehorchen.“

* * *

Zwiſchen Kriſtenſen und ſeiner Frau war ſeit jenem Abend, da er ſeinen endgültigen Willen durchſetzte, eine gewiſſe Spannung eingetreten. Er war nicht derjenige, der ihre Verſchloſſenheit nicht bemerkt hätte. Während ſie ſonſt über alles, was den Jungen betraf, des langen und breiten mit ihm ſprach, beſchränkte ſie ſich jetzt auf ganz kurze Fragen bezüglich der Ausſteuer und der Kiſte, ſowie der Umſtände, unter denen er ihn in Shields unterzubringen gedächte. Er fand ſich ziemlich philoſophiſch in ihre Wortkargheit und Kälte. Sie mußte eben ihre Zeit haben, um ſich darein zu finden, daß dies nicht nach ihrem Sinn gegangen war, und er kannte ſie zu gut, um nicht zu wiſſen, wie unendlich ſchwer es ihr wurde, ihren Willen zu beugen.

Madam Kriſtenſen tat redlich ihr Beſtes, um den Sohn mit der Entſcheidung ſeines Vaters zu verſöhnen; er verhielt ſich indeſſen während der ganzen Zeit ziemlich ausweichend und lenkte das

Geſpräch zumeiſt auf irgendein Detail ſeiner Reiſeausſtattung.

„Ein Jahr hat in deinem Alter nicht ſoviel zu ſagen! — vielleicht gelingt es mir einſtweilen, Vater umzuſtimmen; du weißt, er muß mit Güte genommen werden."

„Ja — ja! . . . damit ich dann in einem Jahr als Schiffsjunge anfangen kann — oder vielleicht auch nicht."

„Es bleibt dir nichts andres übrig, als dich zu fügen, Bernt!"

„Ja, ja . . . ich höre es! Ich dächte freilich, jetzt nach der Konfirmation müßte man mich auch fragen, ſtatt mich einfach fortzuſchicken. Warum bekomme ich das blaue Hemd nicht mit, Mutter?"

„Das alte . . . zerriſſene?"

„Tut nichts, wenn du es nur ein wenig flickſt. Wer weiß, wozu es gut ſein kann." — Er begann ſeine Bücher mit einem Bindfaden zu verſchnüren. — „Vater will, daß ich ſie in der Schule verkaufen ſoll, weil ſie da drüben nur engliſch leſen. Weißt du aber, Mutter, was ich am liebſten wollte — ſie in einen Sack ſtopfen und mit einem Stein draußen im Hafen verſenken."

„Bernt! — Du ſollteſt mir nicht noch vor der Abreiſe Kummer machen. Es iſt ohnehin hart genug, mein Junge!"

„Ach Mutter! — ich will dir ſchon ſchreiben."

„Höre, Bernt! — du mußt auch deinem Vater ſchreiben! — immer uns beiden. Wenn ich ihn umſtimmen ſoll, ſo darf er nichts als Gehorſam von dir ſehen. Vergiß nicht, was ich dir jetzt ſage, Bernt! So oft du ſchreibſt, mußt du an mich

denken — und dir vorstellen, daß ich bei dir stehe und es dir sage!"

Ihre Augen standen in diesen Tagen so schnell voll Tränen, und nun füllten sie sich wieder bei dem Gedanken, daß der Junge in ganz kurzer Zeit weit von ihr sein würde, in einem andern Lande.

— Einige Tage danach reiste Bernt nach England ab. Seine Eltern, Madam Nilsen und ihre Tochter Grete sowie Polly Kjelsberg waren mit an Bord des Bootes, als Stenersens Brigg die Anker lüftete. Der einzige außer Kristensen, der nicht weinte — Madam Nilsen hatte es bemerkt — war Bernt selbst. Er sah ziemlich unbewegt drein und flüsterte Polly, die den ganzen Tag mit roten Augen umherging, heimlich zu:

„Pah! — glaube ja nicht, daß ich da hinübergehe, um zu zimmern!"

XII.

Kummer.

Am zwölften Tage nach der Abreise Bernts hatte die Reederei die Nachricht erhalten, daß Stenersens Brigg drüben in Shields liege und Kohlen einnehme; seitdem aber waren zwei Wochen vergangen, ohne ein Wort von Bernt zu bringen. Der Rutland war in dieser Zeit seeklar gemacht worden und mit Fracht nach Kristiansand und nach andren norwegischen Städten gegangen, wobei Madam Kristensen genau Sorge getragen hatte, daß jeder Brief des Sohnes sogleich an die betreffenden Orte nachgesandt würde.

Es verging ein Monat, und nun wurde ihm nach Shields geſchrieben, wie er zu adreſſieren habe, da ſein Schreiben offenbar nicht angekommen ſei.

Sie hatten ſeither in Kriſtianſand und Bergen gelöſcht und gingen mit Retourfracht ſüdwärts. Madam Kriſtenſen, die unaufhörlich gewartet und in äußerſter Unruhe und Spannung die Tage gezählt hatte, ging eben mit dem Gedanken um, weitere Vorkehrungen zu treffen, als endlich an dem Tage, da ſie ſeeklar vor Mandal lagen, ein Brief von ihm eintraf. Es war ein wunderlicher Brief, der Madam Kriſtenſen in der Hand brannte von dem Augenblick an, als ſie ihn im Poſtamt empfing, bis ſie ihn ihrem Manne an Bord ablieferte. Auf dem Poſtſtempel — an zwei Stellen — ſtand Gibraltar, und das Herz krampfte ſich ihr in der Bruſt zuſammen. Sie trug ihn in der Hand und wagte es nicht, ihn zu öffnen, ehe nicht Kriſtenſen dabei war.

Als er ſie mit dem Briefe kommen ſah, erſchrak er über ihre verſtörte, bleiche Miene.

„Um Gottes willen, was iſt geſchehen, Gertrud? Iſt der Junge . . .“

„Nein, der Herr ſei gelobt, es iſt ſeine eigne Handſchrift.“

Er ſah den Brief an, wechſelte die Farbe und riß ihn auf.

„Gibraltar! Gibraltar! . . . Lies ihn mir vor. Lies ihn mir vor, hörſt du!“ donnerte er. — „Nein“ — er ſah ſich nach den Leuten auf dem Deck um und fügte gedämpft hinzu: „Wir wollen hinabgehen, Gertrud!“ — —

— Nachmittags lag der Rutland in der ſinken-

den Sonne, alle Segel gesetzt, um ostwärts durch die Schären in die offene Meeresfläche zu ziehen. Der Großbaum schlingerte zwischen den Dünungen, und es war so still, daß eine in die Luft geworfene Feder wieder auf Deck zurückgefallen wäre.

Madam Kristensen saß auf einer Bank bei der Reling, die Hand, die den Brief hielt, unter dem Schal, und starrte stumm vor sich hin, ohne Kristensen anzusehen, der finster mit den Händen auf dem Rücken auf und ab ging. Sie sah angegriffen und erregt aus, und die Augen verrieten Spuren von Tränen. Ab und zu begann sie in dem offenen Briefe zu lesen, gab es aber wieder auf. Er war nicht lang.

„Liebe Eltern!

Ihr müßt nicht betrübt sein, wenn ihr diesen Brief aus Gibraltar erhaltet; aber ich habe mir selbst gelobt, nicht nach Shields noch sonstwohin zu gehen, sondern nur zur See und Seemann zu werden, wie es meine Erziehung ist. In Shields musterten sie mich gleich als Schiffsjunge beim ‚Dancing girl' an, einem Vollrigger, vierundzwanzig Mann, der nach dem Mittelmeer geht. Der Kapitän sagt, seit ich einmal nachts bei schwerer Böe vor Portugal geholfen, das Vorderbram aufzugeihen, ich taugte zum Youngman mit anderthalb Pfund Heuer. Jetzt gehen wir nach Cap Bona und dann nach Smyrna. Dort frage ich beim Konsul nach Briefen von euch nach. Verzeiht mir, liebe Eltern; aber ich konnte nicht anders, denn mein ganzes Lebensglück ist der Seemannsberuf, und seid gegrüßt Mutter und Vater und alle Lieben von euerem in allem andern stets gehorsamen und ergebenen Sohne

Bernt."

Kristensens erster Ausbruch unten in der Kajüte war fürchterlich gewesen. Er war sprengrot im Gesicht geworden. Endlich brachte er hervor:

„Für mich könnte er ebenso gut tot und begraben sein!“ — und hierauf nach einer Pause heftig: „Mein Sohn ist er nimmermehr! . . . Schreib ihm das.“

Dann hatte er Nasenbluten bekommen, und nun waren sie beide auf Deck einander gegenüber, wie zwei elektrische Gewitterwolken, die zur Entladung drängen. Plötzlich blieb er knapp vor ihr stehen.

„Weißt du, warum der Junge durchgebrannt ist, Gertrud?“ sagte er finster und gedämpft. „Du antwortest nicht . . . nein . . . daran tust du auch am besten. Er tat es, weil seine Mutter es mit ihm hielt!“

Sie gab noch immer keine Antwort; aber ihr Auge wies die Beschuldigung mit einer Schärfe ab, daß er über den in ihren Blicken aufgespeicherten Groll stutzte.

„Jawohl, Mutter! — Ich sehe, du säßest lieber bei ihm in Gibraltar oder in Cap Bona, statt hier zu sein und mir in die Augen schauen zu müssen. Aber“ . . . er wandte sich plötzlich um und trat zu dem Rudergast, der müßig bei dem in der Stille schlingernden Steuer stand. — „Geh nach vorn, Martin! ich will selbst das Rad bedienen.“

Als der Mann gegangen war, trat er wieder vor sie hin.

. . . „Was ich dir sagen wollte, ist, daß von der Stunde an, wo du dich erdreistet hast, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und meinem väterlichen Befehl und Willen zu trotzen, es in meinem Hause vorbei ist mit ‚dem Fahren mit

Madam Kristensen'! Ich habe dies Weibergetue und dies Feilschen zwischen den Brücken satt. Von jetzt an gehen wir wieder auf die alten langen Frachten, wo Mann Mann ist! und willst du nicht mitfahren, kannst du daheim bleiben."

„Wie du willst, Kristensen! . . . Ich sehe, daß du vieles imstande bist, du, — schickst den Jungen den einen Weg und die Frau den andern!"

„Was ich imstande bin, kann dir gleich sein. Du aber läßt die Sache von jetzt an ruhen. Hörst du, Gertrud! Ich habe meinen einzigen Sohn verloren, auf den ich große Hoffnungen gesetzt hatte — daß er mehr erreichen sollte, als ich erreicht habe — und ich will nicht noch mehr verlieren. Sei vernünftig genug, nicht an dem zu rühren, was ich nur trachten muß, zu vergessen! Ich bitte dich um deinet- und meinetwillen, Gertrud — ich möchte ungern dich auch noch verlieren! . . . Seine Briefe will ich nicht mehr vor Augen sehen."

Madam Kristensen hatte harte, brennend bittere Worte auf den Lippen gehabt, von seinem Eigenwillen und seiner blinden herzlosen Gewalttätigkeit gegen den eignen Sohn, und daß er und kein andrer alle Schuld trage. Aber diesem Ausbruch gegenüber schwieg sie.

Der Abend war im Sinken. In dem blauen Skagerak lagen die Segel wie weiße, bis in die Ostsee verstreute Pünktchen. Und der Rutland lag da mit seinem unruhigen Großbaum und schlingerte, als hätte er seinen festen Ballast im Kiel verloren. Es war ganz windstill über den Dünungen und sommerwarm und aus dem leichten Nebel flossen am späten Abend einige schwache matte Sterne . . .

Sie versorgte ihren Mann schweigend beim Abendbrot, — setzte ihm einen warmen Trunk vor. Aber an diesem Abend wie in der kommenden Nacht und von da an an vielen Tagen und Nächten waren diese beiden Menschen im Grunde getrennt und allein . . . jeder sein Teil tragend, sein Teil denkend!

XIII.

Draußen und daheim.

Drei volle Jahre waren verflossen, in denen der Rutland ständig auf Auslandsfahrten in die Ostsee, nach Preußen, Dänemark und Holland begriffen war. Man hatte vielerlei und glückliche Spekulationen gemacht; denn Kristensen wagte jetzt ganz andere Einsätze als ehedem, als er so ängstlich vorsichtig gewesen war. „Mehr haben wir ja nicht zu verlieren, als die paar Schillinge, Mutter!“ — war sein bitterer Wahlspruch, auf den sie ihm stets die Antwort schuldig blieb.

Er hatte in einem für Norwegen ungünstigen Kartoffeljahr zwei oder drei Reisen nach Stettin gemacht und dort volle Ladung genommen. Es hatte ihm einen Gewinn von hundert Prozent abgeworfen, und im folgenden Jahre, als der Roggen in Rußland so plötzlich gesunken war, glückte es ihm in Königsberg nicht minder. Er sicherte sich dort zwei ganze Ladungen. Seine Frau half ihm wohl und begleitete ihn getreulich alljährlich bis in den Spätherbst hinein; aber es geschah nicht mehr auf die alte Art. Sie betrieben keinen Kleinhandel mehr, und er ging immer selbst ans Land und schloß ab.

Es war ein tätiges Leben, das ausschließlich auf Gewinn gerichtet war und keine andere Freude bot als den Gewinn; es verbrauchte die Kräfte und erfüllte den Tag mit seiner eigenen Leidenschaft, so daß für andere Gedanken nicht sonderlich viel Raum blieb. Kristensens Freude in einsamen Stunden war es, mit seinem Bankbuch und seinen Rechnungen unten in der Kajüte zu sitzen; — es war lange her, seit seine Frau eines der alten launigen Lächeln in dem harten, blatternarbigen Gesicht gesehen hatte. Zwischen ihnen gab es niemals ein böses Wort; sie waren beide sehr vorsichtig geworden, und nur wenn er dann und wann erriet, daß Nachricht von Bernt gekommen sei, zeigte er sich einige Tage übler und reizbarer Laune. Es war, als fürchte er geradezu, sie könnte von dem Briefe zu sprechen anfangen. War er daheim, so besuchte er gern abends den Klub, hielt sich tagsüber soviel wie möglich unten beim Rutland auf oder machte Geschäftswege.

„Vielleicht wär's besser, ich stünd' dir nicht im Wege . . . wär' ganz und gar aus dem Spiel . . . dann könntest du tun, was du wolltest!" — entschlüpfte es ihm einmal finster verblümt, und sie zog daraus die Lehre, die Briefe nicht mehr an sie direkt, sondern an den Takelmeister richten zu lassen, bei dem sie sie auch am liebsten las.

Der Takelmeister hatte so seine eigene Art zu trösten. Nach seiner Auffassung war alles im Leben bloß Wogen.

„Meiner Seel, Madam! . . . Meiner Seel — große Wogen und kleine Wogen, große Brandungen und kleine Brandungen . . . immer je nach dem Fahrwasser! . . . Aber merken Sie sich's

gut, Madam! . . . im Unwetter halten nur die ſtarken Troſſen. Der Reſt geht zum Teufel! . . . faule Ware hält nicht! . . . Haben Sie kürzlich meine Polly geſehen? Was ſagen Sie? . . . in dem neuen blauen Kleid . . . Nein, Sie brauchen nicht zu antworten . . . Ich bin nicht blind gegen ſie . . . aber wie eine Binſe . . . eine Binſe, ſage ich! . . . Hab viele hübſche Gören in meinem Leben geſehen . . . glauben Sie mir, Madam Kriſtenſen! viele nette Gören! beſonders in meiner erſten Jugend, aber ſo was Schlankes . . . Polly iſt ſo ſchlank und weich um den Leib wie ihre Großmutter — fein und leichtgebaut wie eine Seiltänzerin. Das kam ganz auf einmal, als ſie konfirmiert war. Mit einem Mal war ſie von einer Wildkatze in eine Jungfrau verwandelt. Gucken Sie bloß mal, den niedlichen Gürtel!... nicht zwei Spannen von meinen alten krummen Fingern . . . Aber ſchnippiſch iſt die Göre . . . ſchnippiſch!" . . . Er ſah mit einem Seitenblick nach Madam Kriſtenſen hinüber und ſchüttelte den Kopf. — „Ja, jetzt naht wohl bald der Tag, wo einer daherkommt und einen alten Takelmeiſter unglücklich macht. Die Ordnung der Natur, ſag' ich mir ſelbſt, ſo gut ich kann, Madam Kriſtenſen! . . . Wir müſſen alle unter die Zucht. Es iſt ja auch die Ordnung der Natur, daß wir von hier fort müſſen; obwohl man keine Luſt dazu verſpürt!"

„Ich weiß nicht, Takelmeiſter! — Wenn wir uns nur nicht ſchon auf Erden von denen trennen müßten, die wir lieb haben!" — Sie ſeufzte.

„Es iſt das erſtemal, daß Sie meiner Anſicht nach nicht ganz vernünftig ſprechen, Madam Kriſtenſen! . . . geradeſo wie einer, dem die Sache

noch nicht klar geworden ist. Wenn die Wogen den ganzen Raum füllen, so preßt man den Mund zusammen und hält den Atem an und wartet, bis es wieder heller zu werden beginnt. Wer ungeduldig schreit, kriegt Wasser in die Kehle und ertrinkt, weil er — oder in diesem Falle Sie, Madam Kristensen! — nicht auf seine richtige Stunde warten wollte ... nicht Vertrauen setzte auf den, dem das ganze Meer gehorcht mit Strömungen und Sturzwellen! ... Derlei müssen wir beherzigen, Madam, daß unsere Bibel nicht sein soll wie eine undichte Schweinsblase, auf der sich nicht schwimmen läßt ..."

— Es gibt Menschen, die kämpfen können und geschlagen werden und wieder und wieder anpacken, solange ein Strahl von Hoffnung ihnen leuchtet, die aber schwach sind in den Zwischenräumen, wo alles im Leben schwarz erscheint und man geduldig auf Besserung warten muß. Es gibt handelnde Naturen, die für den Angriff geschaffen sind, aber nicht die Kraft besitzen, dem Schicksal in der Defensive gegenüberzustehen ...

Geduld war nicht Madam Kristensens Stärke. Sie sank zusammen unter diesen ausweglosen Verhältnissen, begann mit ihren sechsundvierzig Jahren etwas Müdes und Alterndes anzunehmen, das zu ihrem tätigen, regsamen Wesen sonst gar nicht paßte. Sie lebte nun buchstäblich von den drei oder vier Briefen, die sie jährlich von Bernt erhielt, auf die sie hoffte und die sie nachher monatelang las, zuerst mit dem Takelmeister und Polly oder Madam Nilsen und dann heimlich Tag um Tag für sich selbst.

Auch an diesem Nachmittag war es ein solcher Brief, den sie bei Kjelsberg, dem alten Takel-

meiſter, juſt vorlas, als Polly raſch in die Stube trat, warm und rot von dem haſtigen Gang in der Winterkälte.

„Brief von Bernt, Madam Kriſtenſen?“ fragte ſie eifrig.

„Ja, ein langer Brief, Polly! . . . aus Lima . . . Ich habe ihn eben deinem Großvater vorgeleſen.“

„Ja, das hat ſie getan! Sie iſt ſchreibkundig wie ein Großhändler . . . Aber jetzt wird Madam Kriſtenſen mich wohl entſchuldigen, wenn ich die Mäuſe da unten nicht weiter herumtanzen laſſe! Sowie ſie nicht die „Katze“ aus der Taſche baumeln ſehen, werden ſie gleich übermütig. Danke, Polly! . . .“

Der Takelmeiſter hatte mit Pollys Hilfe den langen Rock angezogen und die pennſylvaniſche Pelzmütze ſorgfältig über den großen, kahlen, weißbüſcheligen Kopf gezogen. Jetzt humpelte er langſam und behutſam, auf den Stock geſtützt und ſich an das Geländer haltend, die ſteinerne Treppe hinunter.

Madam Kriſtenſen hatte indeſſen den Brief wieder entfaltet, und Polly ſteckte begierig den Kopf über ihre Schulter.

„Liebe Mutter!

Ebenholz, wonach Du mich frägſt, das heißt eigentlich Negerhandel, und jetzt verſtehſt du wohl, warum ich von der „Atlanta“ ausriß? Na, hinterher kann ich dir's ja ſagen, daß es ein gefährlicher Spaß war, denn das iſt ein abſcheuliches Räubergeſindel, wenn man erſt einmal in ſeinen Klauen iſt. Aber ich denk' wohl, du wärſt nicht im Zweifel, wen du lieber als Sohn haben möch-

teſt, einen Sklavenhändler oder einen, der ſich mit der Teilhaberſchaft an dieſer Sünde nicht beflecken will. Es war Nacht und ſtockfinſter, als ich die Leine zu der Heckjolle abſchnitt, die hinten nachſchleppte, weil ſie am Tage Bonetten gefangen hatten, das ſind fliegende Fiſche. Ein Glück war, daß es gleich drauf aufblies, ſo daß ich bei Morgengrauen ſchon außer Sicht war. Und da ſaß ich mit drei Biskuits und einer Flaſche Waſſer vierthalb Tage und kaute zuletzt Blei vor lauter Durſt. Ich hatte gedacht, es gebe immer Schiffe im Paſſat. Aber nein! Und eine Weile kriegt' ich es mit einem argen Schrecken, ſo daß mir geradezu der Verſtand verging. See und Meer und weiter nichts rings um mich, während ich ſo auf dieſem wippenden Brett ſaß. Mir war's juſt, als müßte ſich jeden Augenblick aus dem Waſſer ein großes Tier recken und mich anglotzen und mir den Garaus machen. Es war wohl nur der Durſt; aber ſo eine Angſt hab' ich mein Lebtage nicht gehabt. Dann nahm mich morgens am vierten Tage der ‚Port au Prince' auf . . ."

Madam Kriſtenſen ſchüttelte den Kopf und ſah Polly an, die vor Spannung ganz angegriffen ausſah.

„Na, was ſagſt du dazu? . . . und davon ſchrieb er in ſeinem letzten Brief nicht ein einziges Wort."

„Nein, aber ich erriet doch, daß irgend etwas geſchehen ſein müſſe. Ich habe nur darauf gewartet, denn Bernt brennt nicht zweimal durch, ohne daß etwas los iſt." — Ihr Atem ging noch raſcher als vorhin. Aber was ſtand weiter in dem Briefe? . . .

„. . . Gemütlich iſt es juſt nicht an Bord

des ‚Port au Prince'" — schrieb er weiter — „aber ich kann Dir ohne Prahlerei sagen, ich bin so stark, daß keiner sich an mich herantraut, das sahen sie schon, als ich das erste- und zweitemal zugriff, und da wurden sie manierlich."

„Ja, besonders in den Armen" — bemerkte Polly — „da war er immer so furchtbar stark. Ob er sehr groß ist? Ich bilde mir ein, er hat die starken Schultern seiner Mutter. Sie haben so breite Schultern, Madam Kristensen!"

„Nein, nein, er gerät mehr dem Vater nach; er ist gewiß groß, und die Kraft hat er auch von ihm . . ."

Aber Pollys Augen waren schon wieder auf den Brief gerichtet.

„Nein, warte doch, Polly, wir lesen zusammen." — Und sie fuhren fort.

„. . . Hier in Lima ist es sehr heiß, und es gibt eine Masse Ananas, Feigen, Apfelsinen und allerlei anderes, was sich gar nicht herzählen läßt, und nicht alles ist zuträglich. Von drei bis fünf Uhr nachmittags gehen die Städter im Schatten des Berges spazieren. Die Vornehmen haben vor dem Promenadenwege ihre Reitpferde stehen, am späteren Abend kommen die einfacheren Leute. Dann geht die Sonne ins Meer und glüht auf den Gipfeln, die man los Andes nennt, und man übersieht den ganzen Hafen Callao, in dem wir liegen. Die Geier fressen alles Faulende, das in den Straßen umherliegt. Jetzt gehen wir nach Bombay. Du bittest mich, dir alles mögliche zu erzählen, was ich gesehen habe, aber das ist nicht so leicht. Es klingt so unbegreiflich, und ich erinnere mich noch an alle die Aufschneidereien, mit denen mich der Bergenser in alten Zeiten trak-

tierte. Die von den beiden Tigern, die ihn gefressen hätten, wenn sie nicht mit den Schweifen im Boden stecken geblieben wären, die war rein zu toll. Die tischte er mir auf und ich später Polly Kjelsberg, die so ungeheuer leichtgläubig war. Wie ist sie denn jetzt? Noch ebenso rothaarig und wild wie früher? Grüß sie von mir, Mutter! — Ein gutes Ding war sie ja . . ."

„Ach, das ist ja aber Nebensache, Polly!" — unterbrach Madam Kristensen plötzlich die Lektüre.

Aber Polly ließ sich nicht beirren.

. . . „wenn auch just keine Schönheit!" las sie weiter. „Wenn ich auf der Wache bin, denk' ich oft an all den Spaß, den wir auf dem Takelboden miteinander hatten. Nein, dumm war sie nicht! — hätte nur ein Segelmacherjunge sein sollen. Ich hätte sie an dem Tag ihrer Konfirmation sehen mögen; sie schaukelte und schwenkte sich wohl wie immer, daß die Röcke flogen, denn daß die einmal eine christliche Fasson annimmt, kann ich kaum glauben . . ."

Polly war glühend rot geworden.

„Du kehrst dich doch nicht an dieses närrische Geschwätz!" fühlte Madam Kristensen sich abermals zu bemerken veranlaßt.

„Grete Nilsen!" — hieß es im Briefe weiter — „ist wohl schon eine ganze stolze Jungfrau? Ich weiß nicht, ob ich irgendwo hier draußen eine so vornehme Gestalt gesehen habe wie die ihrige, nicht einmal hier in Lima. Und wie verständig sie ist! Du mußt ihr doch bei Gelegenheit auf eine hübsche Art einen kleinen Gruß überbringen von einem, der ihr viel Freundschaft schuldet."

„Ja, die Religionsaufgaben konnte sie, das

iſt richtig," platzte Polly heraus. „Bei einer, die nie den Mund aufmacht, will es übrigens nicht viel heißen, daß ſie verſtändig iſt."

. . . „Jetzt aber muß ich ſchließen. Könnt' ich auch Vater grüßen, wie ich dich grüße, liebe Mutter! Aber was nützte es, darüber zu ſchreiben, und wenn auch das ganze Tintenfaß leer würde.

Dein ergebener Sohn
Bernt."

Madam Kriſtenſen faltete den Brief zuſammen und ſagte ſeufzend:

„Entſetzlich, wohin überall mein Junge kommt! Es iſt, um vor jedem neuen Briefe zu zittern. Welch große, große Verantwortung, ſage ich, für den, dem ich am liebſten dieſe Verantwortung erſparen wollte! Jawohl, wir werden geſtraft in dem, was uns am teuerſten iſt, und vielleicht war ich zu blind gegen ihn — bin es noch. Und dazu dem eigenen Mann nicht einmal ſein Herz ausſchütten dürfen! . . . Nein, es iſt nicht ſo leicht, immer für ſich allein zu ſitzen und zu denken und zu grübeln. Aber das verſtehſt du nicht, Polly, du kennſt bisher nichts als Jugend und Freude."

Polly antwortete nicht. Als aber Madam Kriſtenſen, von ihr vor die Türe begleitet, gegangen war, ſtanden ihr die Tränen in den Augen.

„Oh — wär' ich doch das vornehmſte Fräulein im Land," fuhr es ihr durch den Sinn, „ich würde nicht nach der Seite ſehen, wo er ginge! — würde mich ſtellen, als erinnerte ich mich gar nicht an ihn, an ſolch einen . . . Matroſen!"

Sie griff ſo heftig in ihr Haar, daß die Flechte herabfiel.

„Aber das rote Haar würde ich ja doch behalten," sagte sie mißmutig, „und dann . . ."

Polly Kjelsberg und Grete Nilsen waren die beiden schönsten Mädchen in der unteren Stadt, darüber gab es keinen Zweifel; aber Grete hatte eben ihr glänzend schwarzes welliges Haar voraus. Pollys Haar dagegen war so rot, daß es „um das sonst so ungewöhnlich hübsche Mädchen förmlich schade war", und es war ein überzeugender Beweis ihrer Anmut und Beliebtheit, daß man darüber den ganzen roten Brand, der unter dem Hute steckte, rein vergaß. Alle Welt wußte auch, daß Gretes schwarzes Haar der Gegenstand von Pollys Neid war und ihre flinke Zunge zu allerlei scharfen Kritiken herausforderte; aber dergleichen war ja bei jungen Mädchen begreiflich, lag „in der Ordnung der Natur", wie der Takelmeister sagte.

XIV.

Neue Erlebnisse.

Es war vorbei mit den Tagen, wo Schiffer Kristensen so eifrig nach allerhand Vertrauensämtern ausgespäht hatte. Sie brachten nichts ein, und er hatte nun besseres zu tun, als seine Arbeit an andere zu verschleudern, besonders in Jahren wie den gegenwärtigen, wo eines Mannes Zeit mehr denn je zuvor Geldeswert besaß. Er war überhaupt nicht mehr so umgänglich. War er anderer Meinung, so schwieg er nicht wie früher, sondern handelte danach und äußerte sie unbeirrt, ob die Leute ihn nun verstanden oder nicht. Und in demselben Grade, wie er kantig wurde und

seine eigenen Wege ging, zeigte sich merkwürdigerweise immer mehr die Achtung, die man ihm allerorten entgegenbrachte. Man begann zu munkeln, daß es nicht so unberechtigt sei, wenn er sich auf das Geldverdienen werfe; es steckte wohl in aller Stille ein fertiger Geschäftsmann in ihm, und wenn man früher die Frau für diejenige gehalten hatte, die der Kopf und das Auge im Hause war, so hatte man sich eben einfach geirrt. Aber Kristensen war ein feiner Kauz, dem es gleichgültig war, wie der Rock aussah, wenn nur in der Rockbrust die Brieftasche steckte. Selbst der Schultheiß entdeckte, er sei ein heller Kopf, der mit seinem Reißblei den Unterschied zwischen Debet und Kredit besser herauszurechnen wußte als mancher Großhändler, der seine Fakturen mit roter und blauer Tinte schrieb.

Der Kassierer der Sparkasse lud ihn jetzt auch immer ein, einzutreten und unterhielt sich mit ihm über Zinsfuß und Anlagepapiere, von denen Kristensen zu des andern stets wachsender Bewunderung ein für allemal nichts zu verstehen erklärte; er kümmere sich bloß um seine eigenen Angelegenheiten, meinte er . . . „Ja ja, kluger Kopf das, dieser Kristensen!"

An Bord des alten Rutland ging die Pumpe fleißiger und fleißiger, und klagte Madam Kristensen hier und da über Ungelegenheiten, die das Leckwerden und das Kielwasser verursachten, und äußerte ihre Ansicht, daß das alte Schiff nun bald einer gründlichen Reparatur bedürfe, so antwortete er zumeist, deren habe es Zeit seines Lebens bedurft, und nun würden sie wohl schon an der Schute kleben bleiben, bis sie sie einmal beide ans Land werfe.

Sie saß so gut wie den ganzen lieben Tag unten im Halblicht vor dem großen Tische mit dem schweren Nähpolster, an dem die Naht angesteckt war, um sich her lauter Zwirnspulen und zugeschnittenes Zeug, und nähte drauf los, um sich die Zeit zu vertreiben.

Als sie im Herbst heimkam, während Kristensen vor Weihnachten die letzte Dänemarkfahrt hinab nach Flensborg machte, lag wieder ein Brief von Bernt da. Es war der erste seit dem Frühjahr. Er lautete:

„Liebe Mutter!

Wenn du diesen Brief bekommst, bin ich wahrscheinlich in New Orleans, wo viele norwegische Schiffe liegen sollen, auf die ich mich schon freue. Ja, zuerst muß ich dir sagen, daß es mir in jeder Weise gut geht. Wir waren in der guten Jahreszeit in Bombay, und auf Isle de France hatten wir einen Orkan oder Taifun, wie sie ihn nur jedes dritte oder vierte Jahr haben. In New Orleans werden wohl norwegische Bücher zu kriegen sein. Ich freu' mich darauf, wieder einmal eins zu sehen; denn du mußt nicht glauben, daß ich so ohne Einbuße von der „Atlanta" fortkam. Die Schiffskiste mit all meinen Kleidern, dem Testament und dem Psalmbuch blieb hübsch an Bord: ich hatte nur die zweiundzwanzig Pfund in Gold, die ich ins Halstuch geknüpft hatte. In Lima lieh ich vom Zimmermann ein englisches Buch. Ich hatte schon ganz vergessen, wie lustig das Lesen ist und ich kannte es zuletzt von Anfang bis Ende auswendig, und dann lieh der Steuermann mir eine Navigationslehre, die mir unglaublich gefällt. Ich habe mich mit dem Zirkel des Zimmermanns geübt, und

jetzt ist es mein Plan, nordwärts zu gehen und das Steuermannsexamen zu machen; denn mein Lebtag mich so herumzutreiben wie jetzt, könnte mir nicht einfallen. In Bombay war ich in den Docks und sah zu. Du schreibst, es seien so gute Zeiten und so viel Betriebsamkeit daheim, und ich möchte wissen, ob nicht jetzt eine Menge Fahrzeuge in der Tömmerbucht liegen. Ich wäre gern dort und sähe es selbst, das kannst du mir glauben; denn meiner Ansicht nach überflügeln uns die Engländer. Sie bauen besonders Klipper. Möchte wohl sehen, wie's mit dem Rutland steht; es ist ein merkwürdiges Schiff und eigentlich, je mehr ich es bedenke, von guter Konstruktion, da es die Nordsee befährt. Und dann Nils und Anders! So geübte Pumper gibt's nicht viele in der Welt! Und der Takelboden bei Kjelsberg . . . den ich mir ohne Polly gar nicht denken kann! Du mußt mir auch genau alles schreiben und auch vom Garten, ob Du immer noch nichts anderes als Kohlrabi anbaust. Ich schmeck' ihn noch. Möcht' wissen, wieviel Kohlrabi ich in meinem Leben gegessen habe, denn jeden Herbst, wenn wir heimkamen, gab's einen Überfluß im Keller. Ja, Polly hat ihr Teil bekommen! Es gibt noch viele andere Dinge, die Du mir zu erzählen vergißt. Wozu verwendet Ihr jetzt meine Bodenkammer? Aber das, was ich jetzt vor allem will, ist, mit meiner Stellung weiterzukommen. Und so leb wohl, liebe Mutter! und sei mit vielen Grüßen gegrüßt von Deinem Sohn Bernt."

Dieser Brief und ein Anfall des alten Arbeitseifers, der sie ab und zu überkam und in welchem sie das Haus von oberst zu unterst kehrte, füllte die Zeit bis Weihnachten aus, wo Kristen-

ſen heimkam und es neue Beſchäftigung für ſie gab.

Bis zu den Feiertagen war wie gewöhnlich alles in Stand, und des Nachmittags vor dem Heiligen Abend wurden von Kriſtenſens Hauſe unterſchiedliche Pakete nicht bloß an Anders' Familie und Nils Kobbervig, ſondern auch an mehrere andere kleine Heimweſen der oberen und unteren Stadt verſchickt. Madam Kriſtenſen hatte immer für einige der Ihrigen zu ſorgen und noch in der nachmittägigen Dämmerung, ehe es den Feierabend einläutete, war ſie in dem milden Schneewetter unterwegs nach einer Familie, der ſie eigenhändig in dem Korbe, den ſie unter dem Mantel trug, allerlei Willkommenes für den Haushalt bringen wollte.

Während Kriſtenſen früher ſtets brummte, wenn es ein neues Kleid oder einen Haushaltungsgegenſtand zu beſchaffen gab, ſah er jetzt im Gegenteil darauf, daß ſie alljährlich reichliche Geſchenke ſpendete. In den erſten Jahren ihrer Ehe hatte ſie immer davon geſprochen, eine Stutzuhr aus Alabaſter zu kaufen, ähnlich derjenigen, die Hardesvogt Nörregaard in ſeiner Stube ſtehen hatte. Es war ihr Lieblingstraum geweſen, eine ſolche einmal auch in ihrer Wohnung prangen zu ſehen. Als ſie aber erſt eine Zeitlang verheiratet war, ſchlug ſie ſich den Gedanken aus dem Kopf . . . „Als hätten wir nichts anderes zu tun, als zwanzig Taler unverzinſt auf die Kommode zu ſtellen mit einer Glocke darüber!"

Diesmal war aber Kriſtenſen auf den Einfall gekommen, ſie zu Weihnachten mit einer ſolchen Uhr zu überraſchen — einer weißen mit

Säulen! . . . Da paradierte sie nun auf der Kommode unter dem großen Spiegel.

Als die Kirchenglocken das Fest einläuteten, kam Madam Kristensen zurück. Sie schüttelte im Gang den Schnee vom Mantel und trat in die Stube, wo sie Licht anzündete. Im Anfang konnte sie nichts sehen, weil das Licht ihr in die Augen stach.

„Achtung, Mutter!" sagte er, die Hand abwehrend vor die Kommode haltend. Jetzt erblickte sie die Uhr.

„Aber Kristensen!" rief sie überrascht aus.

„Ich habe sie in Flensborg gekauft . . . dreiundzwanzig Taler . . . im Vorjahre hielt er noch bei dreißig! . . . Ist sie nicht schön?"

„Danke, Kristensen . . . das ist zu viel . . . und . . . ich hätte fast gesagt, es ist schade, daß es nicht beizeiten kam, als ich noch meine Freude an solchem Staat hatte . . . Du hättest nicht so viel Geld für mich auslegen sollen!"

„Pah, Mutter! — Kristensen ist jetzt ein Mann von sechs und einem halben Tausend! — Na—a . . . was sagst du dazu?"

. . . „Daß sie wunderschön ist . . . fast zu schön für unsere Stube."

„Und was für Schererei ich mit der Glasglocke hatte — du glaubst es nicht. So eine Seifenblase ist ein heikles Ding zum Verfrachten. Sie wurde mit Papierstreifen gefüllt und wohlembalIiert in deine Koje getan. Bin froh, daß ich sie wohlbehalten auf der Kommode habe. Aber schön ist sie!" — Er beleuchtete sie von oben und unten, so daß sie sie recht sehen konnte . . . „Und hier ist der Uhrschlüssel. Nein, jetzt will ich ihn nicht hervorholen; aber du siehst ihn ja da unter der

Glasglocke . . . Und vierzehn Tage lang geht sie . . ."

Sie stand wie in Gedanken und sagte nach einer kleinen Weile:

„Hardesvogt Nörregaard mußte immer die Stutzuhr selbst aufziehen. Ich meine es noch vor mir zu sehen, wie er auf einen Stuhl stieg und die Glocke abnahm. Ich war jedesmal ganz ängstlich. Damals hielt ich so eine Uhr für etwas Großes. Aber man wird darum nicht glücklicher!" fügte sie leiser mit einem Seufzer hinzu.

„Jedenfalls kann ein Mann, der es zu etwas gebracht hat, eine solche Uhr in seine Stube stellen!" bemerkte er etwas kurz.

„Glaub nur, Kristensen, ich weiß es zu schätzen, daß du so viel für mich spendiert hast."

Mehr sprachen sie nicht über die Uhr. Madam Kristensen hatte gesagt, was zu sagen war, um ihren Mann zu überzeugen, daß sie ihm für das Geschenk dankbar sei. Nun saßen sie da in der geschmückten einsamen Stube mit den Weihnachtslichtern und dem Met und dem Kuchen auf dem Tische.

Sie hatten alles für die Feiertage eingerichtet wie sonst. Nach dem Tun und Treiben des ganzen Jahres war es mit einem Mal so still geworden. Aber in ihnen beiden war, ohne daß sie es sich eigentlich gestehen wollten, ein peinliches Gefühl von Traurigkeit . . . Die Stube schien ihnen doppelt so leer, nun da sie das Fest feiern wollten. Er unterbrach das Schweigen: „Prost, Mutter, und fröhliche Weihnachten!" — und sie antwortete: — „Gleichfalls — und Dank für die Uhr!" — Dann wurde es wieder drückend still.

Es war gleichsam wie eine Unterhaltung, daß die Uhr so ungewohnt in der Stube tickte, und Kristensen, der einen Fuß übers Knie geschlagen hatte, nahm ab und zu seine Taschenuhr hervor und verglich sie mit dem Gang der Zeiger auf der Uhrscheibe. Auch Madam Kristensen blickte von Zeit zu Zeit zu der Stutzuhr hinüber; ihr Inneres aber war tief und schwer beklommen. Ihre Gedanken suchten den Sohn — wo er wohl jetzt sein mochte? — Daß er an diesem Abend ihrer dachte . . . und des Vaters . . . und dieser Stube, dessen war sie sicher . . . Diese Uhr, die da tickte, war etwas Fremdes — es war, als sei sie an seine Stelle gesetzt und machte alles nur um so kälter und trübseliger . . .

Jetzt hob Kristensen den Deckel seiner Taschenuhr ab, und rückwärts gebeugt begann er beim Licht zu enträtseln, was auf der Hohlfläche des altmodischen Silbermantels eingeritzt stand. Er blieb lange so sitzen und starrte darauf hin und verfiel mehr und mehr in Gedanken . . .

Seine Frau mußte zu ihm hinüberblicken. Es ging augenscheinlich in seinem Innersten etwas vor . . . etwas, das ihn bewegte. Er sah ordentlich schön aus, aber auch so traurig. Zuletzt konnte sie nicht mehr schweigen.

„Aber Kristensen . . .", fragte sie aus einem ängstlichen Instinkt heraus, „was hast du bloß?"

„Nichts, nichts! . . . Ich las bloß, was in dem Silbermantel geschrieben steht."

„Nun, was steht da?"

„Ei, nur ein Datum, das ich einmal einritzte: der 27. April 1829."

„War das vielleicht damals, als du die Uhr bekamst?"

„Nein . . . das nicht . . .“

„Was denn?“

„Es war damals, als ich dich bekam! . . . Es war der Tag, als du zum erstenmal an Bord des Rutland kamst.“

„Und das hast du . . . da . . . eingeritzt . . .“

„Ja!“

Mehr wurde an diesem Weihnachtsabend nicht gesprochen, aber es war in sie beide etwas gekommen, was den Abend wirklich feierlich machte, obwohl Madam Kristensen nichts zu sagen wagte; sie fühlte gut genug, daß sie kein Wort sprechen konnte, ohne daß es auf Bernt Bezug hatte.

— Weihnachten verging mit dunkeln Tagen und beständigem Schneegestöber. Es war fast kein Mensch auf der Straße zu sehen, und die wenigen halbverschneiten Gestalten, die sich draußen zeigten, hatten offenbar große Eile, wieder unter Dach zu kommen. Ab und zu kam irgendein Schiffsreeder oder sonst ein hoher Herr im Spitzschlitten mit Schellengeläute vorsichtig die schräge Bahn herabgefahren auf dem Wege hinaus aufs Eis.

In den Fensterrahmen leuchtete schon um drei Uhr nachmittags das Licht der brennenden Lampe.

Abends war Kristensen zumeist im Klub, wo es in diesen guten Zeiten recht lebhaft zuging. Da saßen die Kapitäne, die sich in zwei Jahren ihr Schiff verdient hatten, und unter ihnen waren einige, die ihn dazu bewegen wollten, Geld in neuen Spekulationen anzulegen. Aber Kristensen war keiner von denjenigen, die sich mit andern zusammentun, wenn er auch im übrigen fand, daß das Danebensitzen und Pläneanhören nichts koste.

Daheim war er immer in recht guter Laune, und es machte ihm Vergnügen, seiner Frau alles zu erzählen, was da oben im Klub vorging. Diese großen Zeiten brachten die Leute ja total um den Verstand! und er erzählte ein Beispiel von Verrücktheit nach dem andern . . . „Ist alles Puff . . . sage ich dir . . . bloßer Puff! Aber das ist ihre Sache. Ich habe mich mein Lebelang gerackert, ja bis auf die letzten Jahre — um meine Stellung zu halten; die wollen es auf einen Wurf haben — und dann darauf Geld ausleihen. Ja ja, eine Weile geht es ja, und wer sich aus der Affäre zieht, kann ja sein Glück machen. Aber ich denke, es wird manch einer das böse Nachsehen haben."

Er saß eben beim Tisch und hatte Kaffee getrunken, als der Bote die Stadtzeitung in die Türe steckte. Sie enthielt wenig Text und viele Anzeigen; aber eben an diesen war jedes Pünktchen von Interesse. Es waren die Stadtangelegenheiten, kleine und große, die jeden Sonnabend da Revue passierten und von allen Seiten glossiert wurden. Kristensen begann sie zu überfliegen, gab seiner Frau, die mit ihrem weißen Feiertagsstrickzeug daneben saß, diese und jene Neuigkeit bekannt und tauschte Bemerkungen mit ihr. Seine Blicke streiften einige Amtsbeschlüsse und kleine Notizen und hafteten erst an der allerletzten . . .

„Merkwürdig, daß das gelbe Fieber sich nie in Europa zeigt," sagte er. „Ich sah es in Spanien nie, und im Mittelmeer ist es auch nicht, obwohl so viele Schiffe nach Amerika hin und her gehen. Na, in New-Orleans haben sie es jetzt gehörig! Es soll eine ganze Seuche draußen auf dem Hafen sein, und die Leute sterben wie Fliegen

weg. Einige Fahrzeuge haben die halbe Mannschaft verloren, darunter auch viele norwegische. Aber was hast du?"

„New... New..." Sie sprang auf, schnappte ihm blitzschnell die Zeitung fort und nahm sie zum Fenster. Dort blieb sie lange unbeweglich stehen und starrte hinein ... „New-Orleans!" — brachte sie endlich hervor ... „Kristensen! — Dort ist Bernt ja gerade!" — Sie ließ das Blatt fallen. — „Und ich, ich weiß nicht, ob wir ihn noch haben! ... ob mein Junge am Leben ist!"

Kristensen war plötzlich bleich geworden; aber er beherrschte sich und trat zu ihr hin.

„Aber Gertrud, nimm's nicht so hart. So sicher kannst du es ja nicht wissen." Er drehte sich jäh um: — „Und übrigens ..."

Sie starrte ihn außer sich an: „Und du ... du ... sag es nur heraus! ... du kümmerst dich nicht darum, ob er lebt oder tot ist — sag es nur, Kristensen!"

Er stand finster vor ihr.

„Geh' du deine Wege, wie bisher, ich habe dich nie gehindert, und schaff' dir Bescheid ... aber mich laß aus dem Spiel!"

„Kristensen! Kristensen! ... Mir ist so weh! ... Mir war so weh bei dir seit vier Jahren schon. Hilf mir, hilf mir ... ich habe ja niemand anders als dich! ... Laß es ein Ende haben mit deiner Härte. Soll ich leben, so muß ich dich haben und den Jungen. Gib mir ihn wieder!"

„Und das sagst du, Gertrud! Aber nicht ich war derjenige, der uns unglücklich machen wollte, sondern du und er, ihr habt gegen mich gesündigt ... und vielleicht ... auch ich gegen

euch." Er ſtand eine Weile, als kämpfte er mit ſich ſelbſt.

„Wie es jetzt ſteht, kannſt du auch in meinem Namen ſchreiben. Aber," er ſah ſich um, „ich ſollte ſchon unbedingt beim Holzfloß ſein, das Anders und Nils am Eis vertäut haben. Es geht Landwind . . ."

Ehe ſie ſich beſann, ſah ſie ihn ſchon die Außentreppe hinuntereilen, während er in dem treibenden Schnee den Überrock zuknöpfte.

* * *

Eines Nachmittags des nächſten Juni ſaßen ſie in der Kajüte an Bord des Rutland beiſammen. Sie lagen in Kragerö. Kriſtenſen ſaß der Hitze wegen in Hemdärmeln da, und das Skylight ſtand weit offen, während die Sonne durch die Kajütenſcheiben in zwei ſchrägen Staubſtreifen auf Bank und Kojebrett ſchien. Nils war in der Nachmittagspauſe zur Stadt aufs Poſtamt gegangen.

Plötzlich horchten ſie auf . . . Es war Nils' Stimme, die ſie oben auf dem Deck hörten. Ein langes halbes Jahr hatten die beiden Eheleute in geſpannter Erwartung eines Briefes von ihrem Sohne geharrt. Jeder Hafen, jedes Poſtamt hatte als neue Hoffnung vor ihnen aufgeleuchtet. Aber dies Leben in ſteter Ungewißheit hatte an ihnen gezehrt, und ihr ganzes Beſtreben ging nun dahin, ſich gegenſeitig Mut einzuflößen und den andern die eigene Unruhe nicht merken zu laſſen.

Nils ſteckte vorſichtig den Kopf durch das Skylight hinab; dann ließ er, den dünnen Oberkörper länger und länger dehnend, in entſprechender Diſtanz durch eine geſchickte Schwenkung des

Armes triumphierend einen Brief auf den Tisch fallen.

Sie saßen beide da und starrten den Brief an, ohne ihn in die Hand zu nehmen. War es nur ein gewöhnlicher Geschäftsbrief? . . . Aber nein, er trug viele Poststempel und . . . war . . . von Bernt . . . selbst. Sie hatten ihren Jungen wieder.

Für Madam Kristensen konnte nichts in dem Briefe stehen, das dieses eine Faktum aufwog.

„Lies doch, Mutter, lies!" . . . sagte Kristensen mit ein wenig stockender Stimme. Er hatte die Aufschrift gesehen, die lautete: „An den wohlachtbaren Schiffskapitän Johan Kristensen". Der Brief war also nicht an die Mutter.

„Lieber Vater!

Es sind viele Jahre her, daß ich nicht so froh war wie heute, als ich Euren Brief bekam, wonach ich also meinem Vater wieder schreiben darf wie alle andern. Und darum schreibe ich auch lieber heute, um Dir zu danken für dieses große Glück, statt auf einen andern Tag zu warten, um einen längeren Brief zu schreiben, der deshalb nicht ausbleiben soll. Ich könnte ja sonst die ganze Nacht in meiner Koje nicht schlafen. Hier aus Montreal will ich auch den nächsten Brief schreiben über alle Ereignisse und über New-Orleans, wo das Schlimmste vorüber war, als ich ankam: aber sechzehn Norweger haben ihr Leben lassen müssen, und da gibt es wohl jetzt eine lange Liste von Traueranzeigen in den Blättern daheim, was Ihr wohl besser wissen werdet als ich. Wir gehen nun vor Belfast in Irland. Was ich aber auch besonders meinem lieben Vater sagen wollte, nachdem ich nun nach vielen Jahren

ſeine Verzeihung erlangt habe, iſt, daß ich ſelbſt jetzt in Zweifel über meine Laufbahn geraten bin. Ich habe in dieſem letzten Jahr viel in Büchern geleſen und mir alle die Docks und Werften gut angeguckt, in denen Fahrzeuge lagen, um zu ſehen, ob das ſtimmt, was ich über die Konſtruktionen und alles Dazugehörige geleſen habe. Und entweder will ich jetzt das Steuermannexamen machen, was mir kaum ſchwer werden wird, oder Schiffsbaumeiſter werden, wie Du meinteſt, nur daß es Geld koſtet, und ich habe nur dreiunddreißig Pfund dazuzulegen. Aber will mein Vater mir helfen, und Du, Mutter, auch ein Wort für mich einlegen, ſo möchte ich jetzt am liebſten Baumeiſter werden und helfen, die alten Faſſons bei uns daheim mit der Zeit zu verbeſſern. Wenn Du nach Belfaſt ans Konſulat ſchreibſt, erreicht der Brief mich, wo ich auch bin; denn weit von England gehe ich jetzt nicht fort, ehe ich Deine Antwort habe. Geſchrieben mit großer Freude in Montreals Hafen und ſo friſch wie ein Fiſch. Ich glaub' auch, daß es für einen Schiffsbaumeiſter gerade vorteilhaft iſt, wenn er ſelbſt praktiſche Erfahrungen auf der See gemacht hat. Grüße die Mutter!

Dein dankbarer und ergebener Sohn

Bernt."

Kriſtenſen nahm den Brief zum Tiſche hin und hielt ihn eine Weile zwiſchen den Händen. Seine Geſichtszüge begannen ſich zu bewegen und in ſeinem Körper zuckte es, während er die Zähne zuſammenbiß, um ſeiner Bewegung Herr zu werden; aber er vermochte es nicht. Die Tränen ſtiegen ihm in die Augen und er legte den Kopf auf die Hände, und mit einem Male hörte ſie, wie er ſchluchzte.

Immer unaufhaltſamer ſchien es ſich Bahn zu brechen, während das Schluchzen allmählich zu einem krampfhaften Ausbruch wurde, der nicht mehr einzudämmen war... Es waren wunderliche Laute; denn auch zum Weinenkönnen gehört Gewohnheit...

Sie ſah ihn ganz erſchrocken an:

„Aber lieber Kriſtenſen!... lieber Kriſtenſen!“

Nun kannte ſie ihren Mann ſeit zwanzig Jahren; dies aber war ein neues Erlebnis!

XV.

Wie Bernt „eine Jungfer biegt“.

Mehrere Wochen lang hatte es Arbeit in Hülle und Fülle für Madam Kriſtenſen gegeben. Die Bodenkammer war wie eine Puppenſtube mit Franſen und Gardinen geſchmückt und das Fenſter mit neuen Scheiben verſehen worden ſtatt der alten grünen und zerbrochenen, an die Wände waren Bilder und Bücherregale und vor das Bett ein neugenähter Vorhang gekommen. Es ſpiegelte alles in dem Stübchen, und für die Lagerſtatt des Sohnes hatte ſie ein einſtmals auf einer Auktion erſtandenes Bettzeug verwendet, das für ihren häuslichen Bedarf zu fein geweſen und darum niemals in Gebrauch gekommen war.

Die Sache war nämlich die, daß Bernt im Oktober mit Anderſens „Auguſta“, die um dieſe Zeit von Hartlepool abgehen ſollte, heimzukommen beabſichtigte. Er war gegen drei Jahre dort auf der Schiffswerft geweſen.

Madam Kriſtenſen war aus dieſem Anlaß daheim geblieben, damit der Junge nicht ein leeres

Haus fände, wenn er endlich wieder zu seinen Eltern heimkehrte.

Diese Vorsicht erwies sich indessen als überflüssig, denn Kristensen kam noch volle acht Tage vor Ankunft des Sohnes mit dem Rutland zurück.

Und nun war Bernt da, groß und stark und fein seemännisch gekleidet, reichlich so groß und so schulterbreit wie der Vater, ein stattlicher junger Mann von zweiundzwanzig Jahren mit dunklem Bart, einem entschlossenen Zug um den Mund und der schönen gebogenen Nase der Mutter.

„. . . Und dies feste, solide Wesen, Kristensen! . . . schwätzt nicht, wenn er nichts zu sagen hat. Und dann — hast du's bemerkt? — er antwortet nie viel, sondern fragt immer drauflos."

„Das hat er von dir, Mutter! . . . Du bist zeit deines Lebens neugierig gewesen."

„Darum habe ich auch viel in der Welt erfahren, Kristensen! und du sollst sehen, das wird der Junge auch."

„Weißt du, wohin er jetzt gegangen ist?"

„In die Stadt, sagte er, zu Nilsens."

„Das scheint Grete Nilsen zu gelten, was meinst du, Mutter?"

„Ich hätte dir gar nicht so viel Beobachtung zugetraut, Kristensen. Ja, er hat immer ein Auge auf sie gehabt. Ich müßte es erst zusammenzählen, wie oft er in seinen Briefen nach ihr gefragt hat. Er hatte es eine Zeitlang so brennend, alle Verlobungen in der Stadt zu erfahren. Kannst dir denken, daß ich Lunte roch."

„Lieber säh' ich's, wenn es Polly wäre, Mutter!"

„Poll . . ." — Madam Kristensen blieb bei dem Gedanken stehen, wo sie eben stand . . . „Ja,

weißt du was, Kriſtenſen! . . . das wäre nicht das Ärgſte."

Damit hatte Madam Kriſtenſen etwas zu denken bekommen; ſie ſtellte das Milchfaß draußen in der Speiſekammer auf das falſche Geſims und war zweimal auf dem Weg nach der Kaffeedoſe, ohne dieſe zu holen.

— „Na, Bernt! — wo biſt du geweſen?" — fragte ſie, als er heimkam. Es war den Tag nach ſeiner Rückkehr.

„Es war niemand daheim bei Nilſens, aber ich glaube, ich ſah Grete geſtern abend, als ich kam, ganz flüchtig beim Fenſter. Und dann mußte ich ja auf den Takelboden und das alte Gemäuer wieder anſchauen . . . Sprach auch mit Kjelsberg . . . drolliger alter Patron das! Wußte es gar nicht mehr, daß er ſolch eine Schraube ſei. Er ſah mich nur lange an und ſagte dann, ich ſei ‚vor ſeinen Augen aus den Gewäſſern des Meeres aufgetaucht als ein großes Exempel der Bekräftigung!' — und fragte mich dann plötzlich ganz biſſig, ob ich als „Ausländiſcher" etwas an ſeinem Takelboden auszuſetzen fände. Na, da hütete ich mich aber gewaltig, ja zu ſagen. Obwohl ich nie gedacht hätte, daß der Boden ſo klein und niedrig ſei. Ich hatte mir ihn immer ſo groß vorgeſtellt. Und dann war ich unten auf dem Rutland. Es iſt unglaublich, was man von ſo einem alten Kaſten lernen kann — es iſt einer von den echten Nordſeefahrern. Und wie mir alles im Gedächtnis geblieben iſt, jede Planke, jeder Spant, jeder Nietnagel. Ich muß nachmittags wieder hinunterſchauen."

„Nachmittags wollen wir ja den Takelmeiſter beſuchen."

„Ja, aber zuerſt Nilſens — ich glaube, dann werden ſie daheim ſein. Übrigens — mit dem Takelmeiſter hab' ich ja ſchon geſprochen!"

„Aber Polly haſt du ja noch nicht begrüßt."

„Ach, die treffe ich ſchon noch!"

„Ich denke, ſie nimmt dir's übel, daß du zuerſt auf den Takelboden gingſt und nicht zu ihnen ſelbſt."

„Polly? . . . Mit der komm' ich ſchon noch zurecht. Das wird einen Spaß geben, wenn ich die wiederſehe. Iſt wohl immer noch ſo rothaarig und jungenhaft, wie ſie war? — nur ein bißchen länger, ſo wie ich . . ."

„Ich möchte doch um keinen Preis den Takelmeiſter beleidigen. Wir wollen zuerſt dahin. Mit Polly iſt nicht ſo leicht zurechtzukommen, wie du meinſt!"

„Polly? — Das nehme ich auf mich. Mit einer kleinen Doſis der alten Geſchichten hab' ich ſie gleich gewonnen. Aber Madam Nilſen, bei der ich gewohnt habe, das iſt etwas andres!" Er ſetzte eine ſehr entſchiedene Miene auf und zupfte an dem kleinen Backenbart.

„Lieber Junge, darin mußt du mir ſchon folgen. Ich glaube, du haſt dir's beim Takelmeiſter ſchon verdorben. Sönſt wär' er wohl nicht ſo biſſig geweſen, wie du ſagſt."

„Ja, ja, wie du willſt — wenn wir ſpäter dorthin gehen, wo ich will."

„Ich glaube nicht, daß du dich an Polly recht erinnerſt."

„Ob ich mich an ſie erinnere!"

Bernt öffnete die Tür, um die Treppe hinaufzulaufen, wandte ſich aber plötzlich wieder um... „Ach Mutter, wozu all dieſe Zieraten und Franſen

in meinem Zimmer! was ſollen ſie da? Glaubſt du, ich bin an derlei gewöhnt? Etwas davon mußt du wieder fortnehmen."

„Aber Bernt, das ſchadet dir ja nichts."

„Denkſt du, ich könnte einen Kameraden da zu mir hinaufbitten — wenn einer herkäme? Es ſieht ja aus wie bei einem Frauenzimmer. Und den Vorhang mußt du auch forttun. Man kann ja da drinnen nicht atmen."

Des Nachmittags gingen Bernt und die Mutter zum Takelmeiſter hinauf. Bernt hatte ſeine gute, joviale Miene; er hatte die Abſicht, Polly mit den alten Erinnerungen zu erobern.

Sie fanden den Takelmeiſter in ſeinem Lederlehnſtuhl ſitzend.

„Unſer erſter Beſuch gilt unſerm Freunde, Takelmeiſter Kjelsberg!" — ſagte Madam Kriſtenſen mit Nachdruck. Sie wollte ein etwaiges Mißverſtändnis gleich von Beginn an aus dem Wege räumen.

„Ja, wir ſind alte Bekannte, Madam Kriſtenſen! . . . Was das in ſeiner Beſonderheit zu ſagen hat, muß die Jugend erſt lernen! Aber es iſt eine koſtbare Wahrheit, daß jeder in dieſem Leben mit ſeinem eigenen Prügel geboren wird — gerade ſo wie die Leute in meiner erſten Jugend noch mit dem Zopf im Nacken gingen, Madam! — und daß die Klapſe ſo lange fallen, bis wir nachgeben oder daliegen . . . Jawohl, trotz all des Parlamentierens um Freiheit, mein Herr Bernt Kriſtenſen! — Aber ſetzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich, meine liebe Madam Kriſtenſen!" — Er bot ihr einen Platz auf dem grünkarrierten Ripsſofa an, während Bernt ſeine flache Seemannsmütze von ſich legte und auf einem Stuhl Platz nahm. — „Polly

wird gleich da sein. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich mich freue, Sie unter solchen Umständen wiederzusehen."

Die Tür ging auf, und Bernt meinte eben mit seinem muntersten Lächeln und Nicken die Wiedererkennungsfreude zu manifestieren, als er überrascht innehielt und sich bloß stumm vom Stuhl erhob. Das schlanke, bleiche Mädchen, das da in der Tür erschien und zu seiner Mutter trat, während sie ihn im Vorübergehen grüßte — konnte das Polly sein?

„Bernt Kristensen, Polly... der wieder zur Vernunft Gebrachte!" ließ der Takelmeister sich hören.

Polly schien nach dieser Erklärung weder die Absicht zu haben, in ein näheres, noch in ein ferneres Bekanntschaftsverhältnis mit ihm zu treten, sondern machte bloß einen Versuch, zu lächeln.

„Er ist gewachsen, siehst du. — Wie alt ist er jetzt, Madam Kristensen?"

„Über zweiundzwanzig, Takelmeister!"

„Ja, ja, die Zeit vergeht! Die Kette läßt sich nicht ins Spill stopfen; sie läuft ihre zugemessene Länge ab! siebzig bis achtzig Klafter ist das menschliche Alter. In den ersten Zeiten waren andere Ketten. Ja freilich ist er gewachsen! ... aber seinen Eltern entwächst keiner. Das zeigt sich zum Überfluß an Isaak und Jakob, die hörig und gehorsam in ihrer Väter Hütten lebten, bis sie ein hohes Alter auf dem Rücken hatten. Aber die Verhältnisse hier sind wohl zu eng. Ihrem Sohn gefällt es wohl nicht hier ... Wann reist er wieder nach England zurück, Madam?"

„Bernt denkt jetzt daran, sich daheim durchzuschlagen, Takelmeister! Es wurde ihm drüben auf

der Werft ein Poſten angeboten, aber er und wir finden, zu Hauſe ſei's am beſten. Ich glaubte, du hätteſt es deinem Großvater erzählt, Polly."

„Ich hatte es nicht recht in Erinnerung, ob es hier oder draußen ſein ſollte — wenn Sie nur zufrieden waren, Madam Kriſtenſen!" Es war etwas Erkünſteltes in der Art, wie ſie dies ſagte; die Antwort ſollte ruhig lauten, aber in den Augen war ein unterdrückter höhniſcher Glanz.

Bernt fand ſich nicht zurecht. Der Boden war ihm unter den Füßen fortgezogen. Dieſe feine, ziemlich hohe Geſtalt — dieſes junge, ſchöne Antlitz! . . . Aber wie merkwürdig, daß ſie ihm nichts von Wiedererkennen ſagte!

„Sie erinnern ſich wohl noch der alten Zeiten, Jungfer Kjelsberg," begann er beſcheiden mit ſeinem gewinnendſten Weſen — „wie gut wir uns auf dem Takelboden unterhielten."

„Ja . . . daß Sie dort umherliefen . . . das weiß ich wohl noch!"

„. . . und was für ein famoſer Seemann Sie waren . . . wie Sie alles kannten und wußten!"

„So? . . . Ja, das iſt nun ſo lange her . . ."

„Wiſſen Sie nicht, ob nicht noch ein paar von den alten Modellen da oben ſtehen?"

Ihr Auge ſchoß einen haſtigen Blick voll Leidenſchaft und Trotz, aber ſie antwortete ruhig:

„Haſt du je dergleichen auf dem Takelboden geſehen, Großvater? . . . ich komme ja nie hinauf."

„Was denn? — Wo?" fragte dieſer, aus ſeinem Geſpräch mit Madam Kriſtenſen geriſſen.

„Ei, es war ja nur allerlei altes Spielzeug, das nicht der Mühe lohnt, ſich darum zu kümmern" — erwiderte Bernt ein wenig kurz. — „Hier iſt

über mancherlei Gras gewachsen, scheint es," fügte er hinzu.

„Ja, Sie werden vieles verändert finden. Ich weiß, ich hätte Sie nicht wiedererkannt, wenn ich nicht Ihren Namen gehört hätte."

Polly sagte es mit einer gewissen Lust, ihn zu verwunden, das fühlte er; und es wurmte ihn, daß sie so schön geworden war und ihn so ganz vergessen hatte.

„Bernt! wir dürfen den Herrn Takelmeister nicht länger aufhalten" — bemerkte Madam Kristensen, sich erhebend, — „wir wollen ja heute nachmittag auch zu Nilsens!"

„Keine Versäumnis unseretwegen, Madam! . . . den Kurs über alles!"

Als sie aber auf die Straße gekommen waren, meinte Bernt, es sei zu spät, um noch zu Nilsens zu gehen. Es bliebe ihm sonst keine Zeit mehr, nochmals zum Rutland hinabzusehen.

Er ging auch wirklich hin und blieb lange auf dem Schiffe. Das, worüber er studierte und grübelte, waren jedoch kaum bloß die Fugen des alten Rutland.

Beim Abendbrot daheim saß er ziemlich schweigsam und nachdenklich da. Aber er brauchte auch nicht viel zu plaudern; seine Mutter legte an seiner Stelle einen umständlichen Bericht über den Besuch bei Kjelsbergs ab, und der alte Kristensen saß heimlich versunken in des Sohnes große und männliche Erscheinung und ließ den Blick bald messend über die breiten Schultern gleiten, bald die Höhe der stattlichen Gestalt prüfen, die die seinige — wohlgemerkt zu dem Zeitpunkt, wo er noch voll aufgerichtet daherging — um mindestens einen Zoll überragte.

Als Bernt am nächsten Vormittag von Nilsens fortging, begegnete er Polly auf der Straße; aber sie sah offenbar nicht, daß er grüßte oder wollte es nicht sehen. Sie nickte in ebendemselben Augenblick Röeds durch die Scheiben zu . . .

Diese Ungewißheit wuchs zu einer ganzen Frage für ihn heran, und er ging an jenem Tage mehrmals bei Takelmeisters vorüber, um sich Gewißheit zu holen, aber ohne Erfolg, wiewohl er sie einmal am Fenster erblickte.

Er war nicht derjenige, der es vor sich selbst in Abrede gestellt hätte, wie schrecklich leid es ihm tat, die alte Polly so ganz verloren zu haben, — wahrhaftig schrecklich leid! . . . Man sagte ja, Frauenzimmer seien falsch, und es mochte etwas daran sein. Jedenfalls mußte man sich es gesagt sein lassen! . . . Wie schmal und fein und schlank sie war . . . geschmeidig wie eine Welle! . . . Das einzige vielleicht, was von der früheren Polly übriggeblieben war, waren die Augen. Ja, — dies eine Mal gestern, als sie ihm jenen wenig wohlwollenden Blick gönnte, da hatte er es bemerkt! . . . Und auch das Haar, jawohl! — aber zu ihr paßte eben kein anderes. Wie ihr wohl schwarzes Haar stehen würde? Nein, in diesem Punkte war sie eben eine Ausnahme . . . gerade dies rote Haar kleidete sie unverschämt gut! . . . Aber daß sie ihn so ganz vergessen hatte! . . .

Es vergingen nicht viele Tage, bis Bernt einen neuen Versuch machte. Vielleicht hatte sie ihn dies eine Mal wirklich übersehen.

Er ging eines Vormittags hin, als er wußte, daß der Takelmeister nicht daheim sei. Schon von der Treppe aus sah er, daß sie in der Stube saß, und klopfte beherzt an die Türe.

„Herein!“ — Es war Pollys Stimme.

„Ah, treffe ich Sie an, Jungfer Kjelsberg!... faſt hätte ich Sie Polly genannt!“

Sie war aufgeſtanden, und es ſchien, als wüchſe ihre Geſtalt, während ihre Augen ihn wie verwundert maßen.

„Ich dächte, wir ſeien nun beide erwachſene Menſchen, Kriſtenſen! ... Haben Sie meinem Großvater etwas zu ſagen?“

„Ja ... Iſt er nicht daheim?“

Wieder traf ihn ein Blitz aus ihren Augen, ein Blitz von der alten Art; ſie wußte, daß er log.

„Es iſt ein Klüver ... und auch der Jager auf dem Rutland, den mein Vater gern erneuert haben möchte. Ich ſollte bloß fragen, wann es geliefert werden könnte.“

„Großvater iſt jeden Tag bis zwölf Uhr auf dem Takelboden! ... Ich denke, Sie wüßten das aus früherer Zeit — er iſt um dieſe Stunde nie zu Hauſe.“

Sie ſagte das mit ſo feſt auf ihm ruhenden Augen, daß Bernt fühlte, hier ſei wenig mehr zu machen.

„Es iſt ſo lange her ſeitdem,“ erwiderte er mit gleichgültiger, unberührter Miene. „Einer wie ich hat ſeit jener Zeit viel anderes zu denken gehabt, Jungfer Kjelsberg!“ — Und die Türklinke faſſend, fügte er hinzu: „Ich treffe alſo Ihren Großvater jetzt auf dem Takelboden?“

Er wußte nicht, ob ſie ja geſagt oder bloß genickt hatte, als er wieder draußen war. Aber was ſie meinte, darüber war kein Zweifel. Sie betrachtete ihn, gelinde geſagt, als Luft ... und nun mußte er obendrein auf den Takelboden ſtiefeln und mit dem alten griesgrämigen Brummbär

dieſe ganze rein erfundene Geſchichte durchfechten. Er war wütend.

Es war auch wirklich ein hartes Geſchick, das ihn verfolgte . . . und gerade Polly mußte es ſein! . . .

Er ging, während er auf dem Takelboden auf Kjelsbergs Kommen wartete, in tiefen Gedanken umher und ſtöberte die alten Plätzchen und Schlupfwinkel auf, die ihm von ihren gemeinſamen Spielen in Erinnerung waren. Und als die Leiter zum Bretterboden daſtand wie ehedem, kam ihm der Einfall, hinaufzuklettern und ſich oben umzuſehen. Wie oft waren ſie da oben umhergelaufen! Er ſchritt über die lockeren Bretter . . . Es war gar nicht ſo ungefährlich geweſen; aber freilich war er jetzt um ſo viel ſchwerer geworden. Er guckte aus der Luke . . . Plötzlich aber lenkte ein im Winkel unter dem unterſten Balken aufgenageltes Geſims ſeine Blicke auf ſich. Er trat näher. Da ſtanden drei ſeiner Modelle gereinigt und in der größten Ordnung nebeneinander. Es war kein Zweifel! . . . alle kleinen Teilchen waren mit ſorgfältigſter Genauigkeit geordnet und numeriert und ſo gelegt, wie er ſelbſt es ſeinerzeit getan hatte . . .

Lange ſtand er mit gekreuzten Armen davor . . .

Plötzlich eilte er über den Boden zurück, die Leiter hinab, ließ den Takelmeiſter Takelmeiſter ſein und rannte die Straße entlang geradeswegs nach Hauſe.

Die Mutter ſtand mit aufgekrempelten Ärmeln beim Herde und verrührte das Kohlrabimus, das als Zuſpeiſe zum Pökelfleiſch ſo gut ſchmeckte. Als

sie hörte, daß Bernt nebenan umherging, legte sie den Holzstampfer fort und blickte durch die Türe.

Da sah sie, wie er, sich in die Oberlippe beißend, rasch in der Stube auf und ab ging.

„Was gibt es, Bernt?"

Er nahm sich sichtlich zusammen.

„Nichts . . . nichts, Mutter! Durchaus nichts, ich versichere dir. Ich konnte nur nicht länger auf den Takelmeister warten."

Sie kehrte in die Küche zurück; aber gleich darauf kam Bernt ihr nach.

„Kannst du dir erklären, was mit Polly Kjelsberg vorgeht? Sie ist ganz sonderbar gegen mich, seit ich wieder hier bin."

„Meinst du, Bernt! . . . Ja, ich glaubte auch zu bemerken, daß sie sich nicht viel mit dir einließ."

„Mit mir einließ? . . . Nein, das hat sie wahrhaftig nicht getan, nichts weniger als das. Sie — na ja!" — er räusperte sich — „mir kann's ja egal sein. — Aber begreifst du es?"

„Ich sagte dir ja, du hättest vergessen, wie Polly zu behandeln sei. Du hättest Takelmeisters nicht beleidigen sollen."

„Glaubst du, daß dies der Grund ist?" — Er schüttelte den Kopf. — „Nein, sie will mich ja partout nicht mehr kennen! Es muß jemand in meiner Abwesenheit etwas zwischen uns gebracht haben."

„Unmöglich, Bernt! Es hat ja niemand gedacht, daß du etwas bei ihr wolltest, und das wäre ja das einzige gewesen, wenn du jemandem im Wege gestanden hättest, der sie haben wollte."

„Hat sie denn Bewerber gehabt?"

„Zwei oder drei, glaube ich — wie ich von dem

Takelmeister hörte. Im Gegenteil, Bernt! Hast du dich in deinen Briefen über jemand ein wenig frei geäußert, so war es wohl Polly. Du hast ja immer über sie geschrieben wie über ein reines Kind. Und das spricht sich ja nun unter denen herum, die Interesse dafür haben."

Bernt stand da und blickte starr zu Boden ... „Und da hat Polly wohl auch das Vergnügen gehabt, es zu hören? Sie hat ja übrigens die Briefe gelesen."

Madam Kristensen stand halb von ihrer Arbeit abgewandt, den einen Arm in die Seite gestemmt ... „Weißt du was, Bernt? ... Je mehr ich darüber nachdenke ... es kann doch nicht das Gefasel in deinen Briefen gewesen sein, was sie so übelgenommen hat. Denn sie war ja wirklich ganz merkwürdig gegen dich."

Bernt stand noch eine Weile zögernd da; dann drehte er sich plötzlich um. — „Adjö, Mutter!"

Als sie ihn die Treppe hinabspringen hörte, lief sie in die Stube, öffnete das Fenster und sah hinaus ... „Richtig, da geht er schnurstracks zu Kjelsbergs!"

Pollys Miene verbarg nicht, was sie fühlte, als sie sah, daß er die Dreistigkeit hatte, sich nach so kurzer Zeit wiederum einzufinden. Aber als er noch obendrein fast in demselben Augenblick, da er in die Stube trat, ganz schroff und brüsk sagte: „Ich hätte Lust, ein Wort mit dir zu reden, Polly!", da blitzte es in ihren Augen auf. Sie trat ihm mit leidenschaftlich erregter Würde entgegen und antwortete:

„Aber ich habe keine Lust dazu, Bernt Kristensen!" ... Darauf wandte sie sich um, um durch die andere Türe hinauszugehen und ihn

allein zu lassen; aber er verhinderte es, indem er sich ihr in den Weg stellte.

„Du kommst nicht fort, ehe du mir nicht gesagt hast, wer dir etwas Schlechtes von mir hinterbracht hat, Polly!" Seine dunkeln und drohenden Augen und die Blässe seines Gesichts verhießen dem Betreffenden nichts Gutes. Es war nicht schwer zu erkennen, daß er nun nicht die Spur von Rücksicht mehr nahm.

Polly stutzte einen Augenblick.

„Niemand hat dich verleumdet!" erwiderte sie in halb verdrossenem Tone. „Ich glaube auch nicht an das Getratsch der Leute — daß du's nur weißt." — Sie machte abermals eine Bewegung nach der Türe.

„Höre, Polly! Ist es etwa dies niederträchtige Gewäsch in meinen Briefen gewesen? Ich habe nicht einen Deut damit gemeint . . . ich dachte ja nicht einmal daran, daß du schon erwachsen seist!"

„Durchaus nicht! Ich erinnere mich nicht einmal an die Briefe, wenn ich sie überhaupt gelesen habe! . . . aber sie sind ja auch bei so vielen herumgegangen, bei Nilsens und anderen . . . hat also etwas über mich daringestanden, so ist es gewiß gewürdigt worden — richtigen Ortes." — Mit diesem Bescheid wollte sie wiederum gehen, sah sich aber neuerdings von ihm aufgehalten.

„Du erinnerst dich wohl auch der Modelle nicht!" brach er zornig aus. „Ich aber war heute oben auf dem Bretterboden und habe etwas anderes gesehen, Polly! . . . Dort stehen sie ja noch . . . und bist du nicht ganz verhärtet, so sagst du mir offen und ehrlich, daß du sie nicht vergessen hast, weder sie noch die Briefe. Es war durchaus kein

dicker Staub darauf. Sie waren merkwürdig sorgfältig gesäubert und geordnet!"

Er sah ihre Überraschung und Verwirrung.

„Ich denke, du gestehst es ein, Polly! Ich wußte es gar nicht, daß du so boshaft seist. Du hast es ja geradezu darauf angelegt, mich zu quälen . . . und mich als Luft zu behandeln — vielleicht weil du vornehmere Leute als mich hast, die dir die Kur schneiden . . ."

„Das ist nicht wahr!"

„Nicht wahr? . . . Sieh mir nur in die Augen. Du hast schon zwei oder drei Bewerber gehabt!" — Bernt hatte sich in eine wahre Wut hineingesprochen.

„Ja, aber ich habe keinen genommen!" Jetzt überkam auch sie der Zorn. „Wohin aber bist du gegangen, gleich als du zurückkamst? . . . Ja, das will ich dir sagen — direkt zu Grete Nilsen, die da zu Hause sitzt und drauflos näht wie bezahlt und so sittsam ist, daß sie nicht einmal aus dem Fenster zu sehen wagt, um Leute, die vorübergehen, zu grüßen! Aber das alles ist ja auch ganz egal. Ich weiß wirklich nicht, wieso du da herkommst und mich verhörst. Grete Nilsen antwortet dir gewiß artig auf alle Fragen, wieviel Bewerber sie gehabt hat — wenn sie überhaupt einen gehabt hat — und auf alles andere auch . . ."

„Ja, jetzt aber antwortest du mir, Polly, klar und offen! . . . Denn was ich jetzt tue, ist, daß ich um dich freie! . . . Ich sage dir, Grete Nilsen war eine große Dummheit!" — Er ergriff ihre Hand, aber sie zog sie an sich. „Glaube nur ja nicht, daß ich ihr schwarzes Haar so schön finde — es kann sich mit dem deinigen nicht messen!

Ich ſah gleich, daß du eine Ausnahme ſeiſt, Polly! und daß ich ſtrohdumm geweſen bin, denn eine ſo Schöne wie dich habe ich nirgends geſehen, weder in England — noch in Oſtindien — noch am Kap — noch in Montreal! und ich verſichere dir, es gibt auch keine ſolche, wie du es biſt, auf der ganzen weiten Welt!"

Sie antwortete nicht.

„Es gab eine Zeit," ſagte er plötzlich niedergeſchlagen, „wo wir immer beiſammen waren und nie an Trennung dachten. Und dieſelben Modelle, die uns damals beſchäftigt haben, die nehme ich jetzt wieder auf. Ich ſehe ſchon, es wird ein Einſchichtiger ſein, der ſich darüber macht, aber — eine Werft ſoll hier werden, ob du nun dabei ſein willſt oder nicht!" fuhr es ihm barſch heraus, während er Polly mit ſeiner entſchloſſenen Miene in die Augen ſah . . .

Die Türe ging auf! Der Takelmeiſter kam zu ſeiner pünktlichen Mittagsmahlzeit nach Hauſe und ſtellte den Stock fort.

„So—o? — Bernt Kriſtenſen! — Ja ja, die Jugend wartet nicht mehr auf einen alten Mann. Die geht ihrer Wege, wenn man nicht ſo raſch zu ihrer Verfügung ſteht, wie ſie es wünſcht. Behüte . . . behüte . . . fort iſt ſie! Jetzt aber iſt gerade meine Mittagszeit, Herr Bernt Kriſtenſen!" Der Alte ſah nun wirklich recht biſſig drein.

„Aber Großvater . . . Großvater, ſo hör' doch! . . . Du . . . du weißt ja gar nicht, wie das alles zuſammenhängt . . . Wir . . . wir . . ." — und ein ſo ſtrahlender Blick traf Bernt, daß er plötzlich ſeine alte Polly ganz und gar wiedererkannte.

„Ja, Herr Takelmeiſter! . . ." — begann er — „wenn es ſich bloß hätte machen laſſen, die

Sache dort unten abzutun! Aber hier handelt es sich um eine ganz andere Art von Splissung, denn — nicht wahr, Polly — denn, Herr Takelmeister! . . . es handelt sich eben darum, Sie zu fragen, ob Sie etwas dagegen haben, daß — Polly und ich . . . Ja, ich meine eben, wir sind nun von Kindesbeinen an immer beisammen gewesen, und so meinten wir — ja, ich meine es nicht bloß — daß . . . wenn der Herr Takelmeister ‚ja' zu der Sache sagen würde . . ."

Der Takelmeister stand da und glotzte ihn an. Der Blick wurde immer unsicherer, während er abwechselnd von ihm zu Polly und wieder zurück ging. Endlich brach er hitzig aus:

„Hält er um mich an? . . . Ich verstehe ihn nicht . . ."

„Nein, um mich, Großvater!" rief sie, zu ihm hintretend und den Arm um seine Schulter legend.

„Ja — so — so! . . . Aber habe ich dich nicht so verstanden, daß er dir zuwider sei? . . . Da hab' ich mich also total geirrt. Ja, daß der Bernt Kristensen auf diese Art auf Deck herabgepurzelt kommt! . . . Hm, hm . . ., denn ist das schon vom Mars unerlaubt, so erst von höher, vom Topp aus . . . von der Befestigung! . . . Aber du mochtest ihn ja gar nicht leiden, Polly? . . . Ja, so! Ja dann ist es freilich eine andere Sache! . . . Na ja, ja . . . natürlich eine ganz andere Sache! . . . Wenn du es willst — und — . . . Ja ja, Polly! . . . Schaff' du dir nur die Einwilligung deiner Eltern, Bernt, so geb' ich euch meinen Segen als Draufgabe zu euerem Bund. Aber unbegreiflich ist es . . ."

„Kannst du das denn wirklich nicht begreifen,

Großvater! — ich habe ja von jeher nur ihn liebgehabt."

Ob nun Großvater es begriff oder nicht, so ſchlang Bernt jetzt jedenfalls den Arm um ſie und rief aus:

„Solch feinen Schoner gibt's nicht mehr . . . und er iſt mein!"

„Feiner Schoner, jawohl! . . . feiner Schoner . . . ganz richtig. Gehört aber auch eine Hand dazu, um ihn zu ſteuern. Jetzt aber, Polly, denke ich, wir ſchieben das Mittagmahl auf und gehen zu Kriſtenſens und tragen die Sache vor . . . Aber" — er blickte an ſich herunter — „ich bin nicht zur Parade angezogen . . ."

Polly mußte ihm in ſeine Stube folgen, um ihm beim Putz zu helfen. Während er ſeine beſten Kleider anlegte — den langen blauen Rock, der immer gebürſtet werden mußte, wenn er ihn anhatte — und ſein Sonntagshalstuch vor dem Spiegel ordnete, ſtieß er verſchiedene Bemerkungen hervor: „Schmucker Junge . . . ſchmucker Junge . . . und tüchtig gebildet für ſeinen Beruf . . . die elterliche Unterſtützung im Rücken! . . . hier am Ort wohnhaft . . . braucht nicht außer Landes zu reiſen . . ."

Als ſie das Haus verließen, war der Takelmeiſter ganz kreuzvergnügt. Er humpelte nach Gewohnheit langſam dahin, wobei er es ſich in ſeiner Herzensfreude nicht verſagen konnte, von Zeit zu Zeit ſtehenzubleiben, den Stock auf den Boden zu ſtoßen und halblaut vor ſich hinzumurmeln: „Ein ſtolzes Paar! . . . wahr und wahrhaftig, ein ſtolzes Paar!"

Als ſie die Treppe bei Kriſtenſens hinauf ſoll-

ten, faßte er Bernts Arm, um sich auf ihn zu stützen.

„Wahrhaftig, und meiner Seel!" — sagte er launig — „daß du Polly erobert hast, damit hast du bewiesen, daß du es verstehst, ‚eine Jungfer zu biegen'!"

XVI.

Rutland.

Willst du den alten Schiffer Kristensen kennen lernen, der jetzt auf Rast „aufgelegt ist", so läßt sich das in einer der kleinen Hafenstädte leicht machen. Dort stiefelt er in seiner blauen Düffeljacke und der Hundefellmütze recht krumm an einem Stock umher, zeigt sich aber im übrigen noch rührig genug. Ist er auf etwas stolz, so ist er es auf die Jahre, da er die ersten Schillinge verdiente, die ihn zum Schluß zu dem Manne von acht- bis neuntausend Speziestalern machten, der jetzt hier umhergeht und die Schiffskräne des Sohnes besichtigt. Er hat ja auch seinen Anteil daran, daß die Sache zustande gekommen ist. Denn daß Bernt sofort den Auftrag zum Bau einer Barke erhielt, geschah derart, daß der alte Kristensen als erster sich mit dreitausend Talern zeichnete, und als nun der Takelmeister weitere fünfhundert, wie er sagte, „auf den Wogen schwimmen ließ," wurden noch im selben Monat alle zehntausend Speziestaler voll gezeichnet.

Aber fragt ihn nicht, wie er den Rutland einbüßte. Denn das geschah auf eine höchst ärgerliche Art.

Er war in einem der stürmischesten Herbstmonate, die seit Menschengedenken an der Südküste

gehauſt hatten, glücklich heimgekommen. Große Kriegsſchiffe waren in Arendal und Kriſtianſand eingelaufen, die Schiffsräume voll Waſſer; jede Stadt und jeder Nothafen lag voll ramponierter Fahrzeuge, die repariert werden mußten, und die große Eiche neben der Kirche in Kriſtenſens Heimatsort war geknickt worden.

Der Rutland, dem es gelungen war, zwiſchen den Schären durchzuſchlüpfen, während es draußen kochte und brandete, war, wie geſagt, glücklich heimgekehrt. Sie hatten die kleine Fracht im Heimatshafen gelöſcht, und das Fahrzeug ſollte bloß eine Viertelmeile nach der Tömmerbucht gebracht werden, um es einer gründlichen Reparatur unterziehen zu laſſen, denn nun zog es tatſächlich Waſſer, daß es aller Beſchreibung ſpottete. Es war ſchönes, ruhiges Wetter, ein wenig kalt, und des Abends wurde das leere Fahrzeug gerade vor der Landſpitze verankert, wo die erſten Häuſer der Tömmerbucht beginnen und die Landſtraße von der Stadt unter dem Felſen hindurch ganz hinaus bis an die See geht. Allerdings gab es kleine Dünungen, ſo daß man das Fahrzeug ein bißchen ſtampfen ſah, aber das war auch alles — dies verſicherten ſpäter ſowohl Anders wie Nils. Mit Kriſtenſens Erlaubnis hatten alle das Schiff verlaſſen. Nils und Anders waren heimgegangen.

Kriſtenſen ſelbſt war der erſte, der des Morgens nach dem Rutland ſah; ſpäter kam Nils. Da lag das Schiff geſunken, ſo daß die See über die Reichen ſpülte. Der Anker hatte auf einem Felsſtück unter dem Waſſer Grund gefaßt, und die Strömung hatte ſo ſtark zugeſetzt, daß das Fahrzeug ſich die ganze Nacht langſam in den Grund bohrte.

Kriſtenſen grübelte viele Tage darüber nach; aber das Reſultat war, daß eine Reparatur ſich nicht mehr lohnte. Die Schute wurde irgendwie auf den Strand gewarpt, das Holz aufgehauen und das Eiſen verkauft.

So hatte der Rutland, ehe ſie es dachten, wirklich „ihn und Gertrud ans Land geſetzt!“

Kriſtenſen kaufte ſpäter das Grundſtück Berg draußen an der Tömmerbucht, auf das ſie ſchon lange ein Auge gehabt hatten. Es war ein gutgebautes Haus, das um billigen Preis zu bekommen war, und mit dem kleinen, bequem liegenden Stück angebauten Landes hatte die ſtets tätige Madam Kriſtenſen eine beſondere Spekulation im Auge. — Sie wollte Gemüſe nach der Stadt verkaufen . . . aber behüte, bloß eßbares! — ſie war nicht diejenige, die „mit Gartenkunſt und Levkojen ſchwindelte“. — Das Reſultat war aber auch, daß das Geld, das ſie hier anlegten, doppelt und dreimal ſoviel Zinſen trug als dasjenige, das ſie in der Bank hatten. Der Karren geht ſtändig zur Stadt mit Kohl, Rüben, Kohlrabi und Rettichen, während Nils' ein wenig gekrümmte Bootshakengeſtalt getreulich danebenſtiefelt und die Zügel hält.

In den erſten Jahren wohnten Bernt und Polly in Kriſtenſens Haus in der Stadt; aber „die Jugend erweitert ſich“, wie der Takelmeiſter ſagte; und nun haben ſie ihr eignes unten an der Werft.

Wenn Polly die Landſtraße entlang nach Berg ging, mußte ſie immer ein Weilchen zum Strand hinab und den Rutland begucken, den ſie aufhauten und der immer mehr zuſammenſchrumpfte. Aber noch war das flache Heck ſichtbar, der ſtarke vorſpringende Rumpf und der nach altmodiſch weſt-

ländiſcher Galeaſſenfaſſon gewölbte Bug. Es war eine eigentümliche Neugierde, die viele Leute nach dem Wrack zog . . . Was am meiſten erörtert und zum Gegenſtand ſorgfältiger Nachforſchungen gemacht wurde, war der Silberpokal, von dem die Sage erzählte und der irgendwo im Gebälke verſteckt ſein ſollte. Aber, ſoviel man auch ſuchte, dieſe Geſchichte des „Mannes in Stavaern" beſtätigte ſich nicht.

Dagegen fand man an einigen Stellen Jahreszahlen eingeritzt, die beſagten, daß das Fahrzeug Anno 1755 gebaut ſei, oder wenigſtens das Material in dieſem Jahre bereitgelegen hatte. Der Rutland ging 1856 unter, ſo daß ſich alſo viel darüber disputieren ließ, ob das Fahrzeug akkurat hundert oder hundertein oder neunundneunzig Jahre alt geworden ſei.

Madam Kriſtenſen ſagte immer, der Rutland ſei hundert Jahre alt geworden — und wir wollen es glauben. Aber ob wir glauben wollen, was der Takelmeiſter in ſeiner Rede bei Bernts und Pollys Hochzeit ſagte, iſt eine andere Sache, über die man in unſerer Zeit höchſt verſchieden urteilt. Er wandte ſich nämlich, nachdem er die „Woge" geſtreift hatte, die er „Bernts ausländiſchen Fehltritt, aber ſpäter erfolgte gehorſame Rückkehr zum kindlichen Gehorſam" nannte, mit einer Parentheſe an Madam Kriſtenſen:

„— denn mit allem Reſpekt, Madam! . . . ich ſehe immer nach, wo der Prügel im Hauſe hängt . . . Ein Haus ohne Prügel iſt . . . Ja, ich meine natürlich nicht Sie, Hochverehrteſte . . . Aber ſchließlich und endlich . . ."

(Ende.)

Verlag von Georg Merseburger, Leipzig

Die Nordische Bücherei

bringt in tadelloser Übersetzung und Ausstattung eine Auswahl aus dem Besten der großen nordischen Literatur. **Zur Erleichterung der Anschaffung der Nordischen Bücherei tritt bei** Bezug der sämtlichen bisher erschienenen Bände oder einer Auswahl im Gesamtbetrag von 60 M. an folgender Vorzugspreis ein:

Statt 60 M. für 45 M. usw. dementsprechend.

:: Bezug durch jede gute Buchhandlung. ::

In Georg Merseburgers Nordischer Bücherei erschien:

	brosch.	geb.
Hans Hanrud. Sidsel Langröckchen, Erzählung	2.25	3.—
— Kroppzeug, 12 Geschichten von kleinen Menschen und Tieren	2.25	3.—
— Jungen, 14 Geschichten von kleinen ganzen Kerlen	2.25	3.—
— Solve Solfeng, Erzählung	2.25	3.—
— Erzählungen. 16 Geschichten	3.—	4.—
— Drei Komödien: Der Storch, Hoch zu Roß, Der Hahn	3.—	4.—
Gunnar Heiberg. Das große Los, Schauspiel	2.—	3.—
— Tragödie der Liebe, Drama	2.—	3.—
— Im Freiheitsbauer, Komödie	2.—	3.—
Verner v. Heidenstam. Pilgerfahrt der heiligen Birgitte	3.—	4.—
— Die Karoliner, Erzählungen aus der Zeit Karls XII. 2 Bde. à	4.—	5.—
Gustav Janson. Die Insel, Erzählung aus den Schären	3.—	4.—
— „Gefahr", Erzählung aus der Hunnenzeit	2.—	2.75
— Die Spekulation Costa Negra. Ein Abenteurerroman. Zwei Bände à	3.25	4.—
Alexand. L. Kielland. Gesammelte Werke. 6 Bände	25.—	30.—
— Schiffer Worse, Roman	2.25	3.—

Verlag von Georg Merseburger, Leipzig

	brosch.	geb.
Alexand. L. Kielland. Garman und Worse, Roman	3.—	3.75
— Sämtliche Novellen, sowie Schnee und Else	5.—	6.—
— Gift, Roman	2.—	2.75
— Fortuna, Roman	2.—	2.75
— Johannisfest, Roman	1.50	2.25
— Arbeiter, Roman	2.75	3.50
— Jakob, Roman	2.25	3.—
— Rings um Napoleon	6.—	7.—
— Menschen und Tiere. Studien und Skizzen	3.—	4.—
Jens, Z. Kielland. Zwei Brüder, Roman	3.—	4.—
— Der große Diebstahl in der Münze. Erzählung	1.25	2.—
— Menschenwege, Roman	3.—	4.—
Hans E. Kinck. Auswanderer, Roman	4.—	5.—
— Masken und Menschen, Erzählungen	3.—	4.—
Nils Kjaer. Capriccio, empfindsame Schlenderepisteln	2.—	2.75
Jakob Knudsen. Anders Hjarmsted, Roman	3.—	4.—
— Um des Lebens willen, Erzählung	2.—	2.75
Wilhelm Krag. Wandersmann, Roman	3.—	4.—
Jonas Lie. Lindelin, Novellen	2.25	3.—
— Rutland, Eine Seegeschichte	2.50	3.50
M. Andersen Nexö. Sonnentage, Reisebilder aus Andalusien	3.—	4.—
— Sühne, Roman	2.25	3.—
— Bornholmer Novellen, 8 Novellen	2.25	3.—
— Lobgesang aus der Tiefe, Neue Novellen	2.25	3.—
J. W. Nylander. Seevolk, Erzählung aus meinem Seemannsleben	2.50	3.50
— Jungen auf Metsola, 10 Erzählungen zum Preise des Landlebens	2.50	3.50
Amalie Skram. Lucie, Roman	2.50	3.50
— Konstanze Ring, Roman	5.—	6.—
— Die Leute vom Felsenmoor, Roman	4.—	5.—

PT
8911
R8
1911

Lie, Jonas Lauritz Idemil
Rutland

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 05 16 011 9